

# Das Werk



Lichtbild: Gehmke-Winterer / Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

Deutsche Bergmannsjugend.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XX. Jahrg.

Düsseldorf



September 1940

Heft 9



# Das Werk

XX. Jahrg.

Düsseldorf, September 1940

Heft 9

Wie der Soldat  
des Stoßtrupps an der Front,  
so steht  
der deutsche Bergmann  
im Arbeitsleben  
in vorderster Linie!

Robert Ley.



# Von der neuen Erziehung.

Aus Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ (1808).

Alle Bildung strebt an: die Hervorbringung eines festen, bestimmten und beharrlichen Seins, das nun nicht mehr wird, sondern ist, und nicht anders sein kann, denn so wie es ist. Strebte sie nicht ein solches Sein an, so wäre sie nicht Bildung, sondern irgendein zweckloses Spiel. Wer sich noch ermahnen muß und ermahnt werden, das Gute zu wollen, der hat noch kein bestimmtes und stets bereitstehendes Wollen, sondern er will sich dieses erst jedesmal im Falle des Gebrauches machen; wer ein solches festes Wollen hat, der will, was er will, für alle Ewigkeit, und er kann in keinem möglichen Falle anders wollen, denn also, wie er eben immer will; für ihn ist die Freiheit des Willens vernichtet und aufgegangen in der Notwendigkeit. Dadurch eben hat die bisherige Zeit gezeigt, daß sie von Bildung zum Menschen weder einen rechten Begriff noch die Kraft hatte, diesen Begriff darzustellen, daß sie durch ermahnende Predigten die Menschen bessern wollte und verdrießlich ward und schalt, wenn diese Predigten nichts fruchteten. Wie konnten sie doch fruchten? Der Wille des Menschen hat schon vor der Ermahnung und unabhängig von ihr seine feste Richtung; Willst du etwas über ihn vermögen, so mußt du mehr tun, als ihn bloß anreden, du mußt ihn machen; ihn also machen, daß er gar nicht anders wollen könne, als du willst, daß er wolle. Es ist vergebens, dem, der keine Flügel hat, zu sagen: fliege! Er wird durch alle deine Ermahnungen nie zwei Schritte über den Boden emporkommen; aber entwickle, wenn du kannst, seine geistigen Schwungfedern, und lasse ihn dieselben üben und kräftig machen, und er wird ohne alle dein Ermahnen gar nicht anders mehr wollen oder können, denn fliegen.

Diesen festen und nicht weiter schwankenden Willen muß die neue Erziehung hervorbringen nach einer sichern und ohne Ausnahme wirksamen Regel; sie muß selber mit Notwendigkeit erzeugen die Notwendigkeit, die sie beabsichtigt. Was bisher gut geworden ist, ist gut geworden durch seine natürliche Anlage, durch welche die Einwirkung der schlechten Umgebung überwogen wurde; keineswegs aber durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch dieselbe hindurch Gegangene gut werden müssen: was da verdarb, verdarb ebensowenig durch die Erziehung, denn sonst hätte alles durch sie hindurch Behende verderben müssen, sondern durch sich selber und seine natürliche Anlage; die Erziehung war in dieser Rücksicht nur nichtig, keineswegs verderblich, das eigentliche bildende Mittel war die geistige Natur. Aus den Händen dieser dunklen und nicht zu berechnenden Kraft nun soll hinfüro die Bildung zum Menschen unter die Notmäßigkeit einer besonnenen Kunst gebracht werden, die an allem ohne Ausnahme, was ihr anvertraut wird, ihren Zweck sicher erreiche oder, wo sie ihn etwa nicht erreichte, wenigstens weiß, daß sie ihn nicht erreicht hat, und daß somit die Erziehung noch nicht geschlossen ist. Eine sichere und besonnene Kunst, einen festen und unfehlbaren guten Willen im Menschen zu bilden, soll also die von mir vorgeschlagene Erziehung sein.

Der Mensch kann nur dasjenige wollen, was er liebt; seine Liebe ist der einzige, zugleich auch der unfehlbare Antrieb seines Wollens und aller seiner Lebensregung und -bewegung. Die bisherige Staatskunst als Selbsterziehung des gesellschaftlichen Menschen setzte als sichere und ohne Ausnahme geltende Regel voraus, daß jedermann sein eigenes sinnliches Wohlsein liebe und wolle, und sie knüpfte an diese natürliche Liebe durch Furcht und Hoffnung künstlich den guten Willen,

den sie wollte, das Interesse für das gemeine Wesen. Bei dieser Erziehungsweise bleibt jedoch der äußerlich zum unschädlichen oder brauchbaren Bürger Gewordene dennoch innerlich ein schlechter Mensch; denn darin eben besteht die Schlechtigkeit, daß man nur sein sinnliches Wohlsein liebe und nur durch Furcht oder Hoffnung für dieses, sei es nun im gegenwärtigen oder in einem künftigen Leben, bewegt werden könne. Wir sind daher sogar durch die Not gedrungen, innerlich und im Grunde gute Menschen bilden zu wollen, indem nur in solchen die deutsche Nation noch fortdauern kann, durch schlechte aber notwendig mit dem Auslande zusammenfließt. Wir müssen darum an die Stelle jener Selbstliebe, an welche nichts Gutes für uns sich länger knüpfen läßt, eine andere Liebe, die unmittelbar auf das Gute, schlechtweg als solches, und um sein selbst willen gehe, in den Gemütern aller, die wir zu unsrer Nation rechnen wollen, setzen und begründen.

Die Liebe für das Gute schlechtweg als solches, und nicht etwa um seiner Nützlichkeit willen für uns selber, trägt, wie wir schon ersehen haben, die Gestalt des Wohlgefallens an demselben: eines so innigen Wohlgefallens, daß man dadurch getrieben werde, es in seinem Leben darzustellen. Dieses innige Wohlgefallen also wäre es, was die neue Erziehung als festes und unwandelbares Sein ihres Zögling hervorzubringen müßte.

Ein Wohlgefallen, das da treibt, einen gewissen Zustand der Dinge, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden ist, hervorzubringen, setzt voraus ein Bild dieses Zustandes, das vor dem wirklichen Sein desselben vorher dem Geiste vorschwebt und jenes zur Ausführung treibende Wohlgefallen auf sich zieht. Somit setzt dieses Wohlgefallen in der Person, die von ihm ergriffen werden soll, voraus das Vermögen, selbsttätig dergleichen Bilder, die unabhängig seien von der Wirklichkeit, und keineswegs Nachbilder derselben, sondern vielmehr Vorbilder, zu entwerfen.

Dieses Vermögen wäre das erste, wovon die Bildung des Geschlechts durch die neue Erziehung ausgehen müßte. Der Grund dieser Forderung der eignen Selbsttätigkeit in diesem Bilden ist folgender: Nur unter dieser Bedingung kann das entworfen Bild das tätige Wohlgefallen des Zögling an sich ziehen. Es ist nämlich ganz etwas anderes, sich etwas nur gefallen zu lassen und nichts dagegen zu haben, als von dem Wohlgefallen an etwas also ergriffen werden, daß dasselbe schöpferisch werde und alle unsre Kraft zum Bilden anrege.

Diese Bildung ist daher in ihrem letzten Erfolge Bildung des Erkenntnisvermögens des Zögling, und zwar keineswegs die historische an den stehenden Beschaffenheiten der Dinge, sondern die höhere und philosophische an den Gesetzen, nach denen eine solche stehende Beschaffenheit der Dinge notwendig wird.

Auf diese Weise ist der Zögling vollendet für die nächsten und ohne Ausnahme eintretenden Anforderungen der Welt an ihn, und es ist geschehen, was die Erziehung im Namen dieser Welt von ihm verlangt. Noch aber ist er nicht in sich und für sich selber vollendet, und es ist noch nicht geschehen, was er selbst von der Erziehung fordern kann. So wie auch diese Forderung erfüllt wird, wird er zugleich tüchtig, den Anforderungen, die eine höhere Welt im Namen der gegenwärtigen in besonderen Fällen an ihn machen dürfte, zu genügen.





Bild: Sehmke-Winterer.

## Deutsche Bergmannsjugend.

Von Fr. Gen-<sup>t</sup>, Hamborn.

„Bergwerk will haben Verstand“, sagt ein alter deutscher Bergmannspruch. Vor Jahrhunderten geprägt und die Erfahrungen eines voraufgegangenen Jahrtausends in sich schließend, zeigt dieser Satz, worauf es beim Bergbau, jenem ältesten und vielseitigsten aller Handwerke, stets angekommen ist und welche Anforderungen an den werdenden Bergmann immer gestellt wurden, bevor man ihn als vollwertiges Glied in die berufs- und traditionsstolze Gemeinschaft der Bergleute feierlich aufnahm.

Was einst galt, trifft heute in noch stärkerem Maße zu; mit einem grundlegenden Unterschied allerdings. Überließ man es bis über die Wende des 20. Jahrhunderts hinaus den Bergbauwilligen sich die notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten anzueignen, so hat seit rund zwei Jahrzehnten der Beruf selbst die Aufgabe übernommen, durch eine planvolle Ausbildung aus dem Bergjungmann einen vollwertigen gelernten Bergmann zu machen. Und diese Ausbildung beschränkt sich nicht etwa nur auf die Vermittlung des erforderlichen fachlichen Wissens und Könnens. An die Stelle der beruflichen Ausbildung tritt vielmehr die Berufserziehung und Menschenführung.

Das Ideal dieser Erziehung strebt dahin, den ganzen Menschen zu erfassen und ihn in seiner Entwicklung zu fördern, und zwar nicht etwa nur für die kurze Spanne seiner eigentlichen „Lebtsjahre“, sondern von dem frühest möglichen Zeitpunkt überhaupt an; das heißt, so seltsam es klingen mag: die Betreuung beginnt möglichst noch vor der Geburt. Damit aber wird die Sorge für die deutsche Bergmannsjugend und für den bergmännischen Nachwuchs zu einem organischen Bestandteil deutscher bergbaulicher Sozialpolitik. Eins greift ins andere, und das eine ohne das andere müßte Stückwerk bleiben.

Ein Versuch, dem Leser in großen Umrissen ein anschauliches Bild von der deutschen Bergmannsjugend der Gegenwart zu vermitteln, muß daher auch die allgemeine bergbauliche Sozialpolitik streifen; er kann aber ebensowenig an der Vergangenheit achtlos vorbeigehen; denn nur aus der geschichtlichen Entwicklung und aus der Kenntnis der Strukturwandlung im deutschen Bergbau läßt sich das Ausmaß des in den letzten zwei Jahrzehnten zurückgelegten Weges erkennen.

Die Zukunft eines Standes beruht auf der Eignung seines Nachwuchses. Diese ist zwar sehr stark erblich bedingt; aber die Lebenslehre hat nicht nur die früher ungeahnten Kräfte der Vererbung aufzeigt, sondern auch erwiesen, wie stark die hemmenden oder fördernden Einflüsse der Umwelt die Entwicklung der Anlagen zu beeinflussen vermögen. Erst kürzlich noch, anlässlich der Eröffnung des Winterhilfswerks 1940, hat der Führer nochmals unterstrichen, daß jede Hal-

tung nicht nur das Ergebnis der Vererbung, sondern auch der Erziehung und Gewöhnung sei. Die Ergebnisse der Erbforschung befreien somit die Gemeinschaft nicht von der Verpflichtung, der Jugend die günstigsten Bedingungen für die Entfaltung ihres wertvollen Erbgutes zu schaffen. Die daraus erwachsende Aufgabe umfaßt daher neben der Sorge um das körperliche Gedeihen der Jugendlichen auch ihre charakterliche, geistige und berufliche Erziehung.





### Sonnige Jugend.

Im Kindergarten einer Zeche  
der Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

Als erste Eigenschaft ist körperliche Gesundheit zu nennen; denn wenn auch die anstrengendsten Leistungen mehr und mehr von der Maschine übernommen werden und die Arbeitsbedingungen im Vergleich zu früher ganz wesentlich besser geworden sind, stellt doch die Tätigkeit unter Tage hohe Anforderungen an die Widerstandskraft des Bergmanns. Von jeher verlangte der Steinkohlenbergbau mancherlei handwerkliche Fertigkeiten bei der Holzbearbeitung, beim Bohren im Gestein, beim Abbau der Kohle unter geschickter Berücksichtigung der Lagerung, beim Legen von Schienen, Einbau von Lutten usw. Durch die vermehrte Anwendung von Maschinen sind die Ansprüche an die geistigen Fähigkeiten des Bergmanns noch gestiegen. Auch in charakterlicher Beziehung erfordert der Bergbau den vollen Einsatz der Persönlichkeit. Nur eine frühzeitig einsetzende, wohl-durchdachte, planmäßige Er-

ziehung und Schulung bietet daher die Gewähr, daß der Nachwuchs in bester Weise auf seinen vielseitigen Beruf vorbereitet wird.

Die verschiedenen Seiten der erziehlischen Einwirkung lassen sich nicht voneinander trennen, wenn auch, je nach der Altersstufe und der Gemeinschaft, von der die richtenden Kräfte ausgehen, die eine oder andere von ihnen stärker in den Vordergrund tritt. Darum darf sich eine planvolle berufliche Ausbildung, wie sie im wesentlichen den Berufsständen obliegt, nicht auf die Vermittlung des erforderlichen Wissens und Könnens beschränken, sondern muß als Ziel im Auge behalten, durch wohlerrungene Maßnahmen den ganzen Menschen zu erfassen und ihn in der Richtung auf ein Musterbild zu formen. Die berufliche Ausbildung wird damit zur Berufserziehung.

Richtungsgebend für den Erziehungsweg sind in erster Linie die Anforderungen, die der Beruf an die Persönlichkeit stellt. Abgesehen von gewissen Grundvoraussetzungen, die für jeden Beruf notwendig oder doch erwünscht sind (Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe usw.), sind Umfang und Art der Ansprüche verschieden. Besonders vielseitig und hoch sind die Anforderungen des Bergmannsberufs, welcher wie kaum ein anderer den Einsatz des ganzen Menschen mit allen seinen körperlichen, geistigen und charakterlichen Fähigkeiten verlangt.

In früheren Jahren erhielt der Bergbau in den Gegenden, in denen eine alte bergmännische Überlieferung lebendig war, seinen Nachwuchs fast ausschließlich aus den Familien der Bergleute. Die Einführung in den Beruf lag in den besten Händen; denn der Vater, ein Verwandter oder sonstiger Freund der Familie nahm sich des Jugendlichen an. Als im Zusammenhang mit dem raschen Aufblühen des Großgewerbes bergfremde Leute in immer größerer Zahl eingestellt werden mußten, verschlechterten sich die Verhältnisse, wenn es auch damals schon einsichtige Schachtverwaltungen gab, die durch einen geregelten Wechsel des Arbeitsplatzes den Neuangelegten eine möglichst umfassende Ausbildung zu geben versuchten. Aber erst nach dem Weltkriege kam eine planmäßige berufliche Schulung der Bergleute in Fluß. Im Jahre 1921 wurde die Bergberufsschule im Ruhrgebiet gegründet und damit die Berufsschulpflicht auf die Bergjugendleute ausgedehnt. In das gleiche Jahr fallen die ersten Veröffentlichungen, die sich mit dem neuen Gebiete beschäftigten.

In das gleiche Jahr fallen die ersten Veröffentlichungen, die sich mit dem neuen Gebiete beschäftigten.



## In der Mütterberatungsstunde.

Lichtbilder (3): Hallenleben /  
Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

Von größter Bedeutung wurde die bergpolizeiliche Regelung der Hauer- ausbildung im Oberbergamtsbezirk Dortmund vom Dezember 1925. Sie gab den Anstoß zu einem zehenseitigen Aufbau des Ausbildungswesens, der sowohl die Zeit vor dem Hauerlehrgang (Bergjungeleute, Bedingeschlepper, Lehrhauer) als auch die weitergehende Schulung der Erwachsenen in Sonderlehrgängen für Ortsälteste, Meisterhauer, Schießberechtigte, Lokomotivführer usw. umfaßte. Beispielgebend waren hier vor allem einige größere Bergwerksgesellschaften, und es verdient festgehalten zu werden, daß diese in einer Zeit wirtschaftlichen Niedergangs durch großzügige Bereitstellung von Mitteln und Kräften in wenigen Jahren äußere Einrichtungen und Schulungspläne geschaffen haben, die man ohne Übertreibung als vorbildlich bezeichnen darf. Um die geleistete Arbeit richtig einzuschätzen, muß man bedenken, daß nichts vorhanden war, was als Muster hätte dienen können, und daß alle Maßnahmen dehrbar genug sein mußten, um jederzeit Änderungen und Ergänzungen zuzulassen, die aus der praktischen Erfahrung und dem Fortschritt der bergbaulichen Technik zu erwarten waren.

Bei Durchsicht der damaligen Veröffentlichungen über die Ausbildung des bergmännischen Nachwuchses wird man finden, daß der wirtschaftliche Gesichtspunkt der Leistungssteigerung und der Herabminderung der Unfälle (der übrigens bei näherem Zusehen auch seine soziale Seite hat) immer mehr zurücktritt gegenüber dem Gedanken der Betreuung der Jugendlichen, welche aus dem Empfinden der Verantwortlichkeit für das körperliche, geistige und sittliche Wohl der jungen Belegschaftsmitglieder erwächst. Wesen und Ziel der Berufserziehung lassen sich daher nicht von der Werkspflege im weiteren Sinne trennen, um so weniger, als auch heute noch die Mehrzahl der Bergjungeleute den Familien der Gefolgschaft

Ringel- Ringel-  
Reihen.

Im Kinderhort  
einer Zeche  
der Gelsenkirchener  
Bergwerks-AG.

IX/5



entsteht. Bei allen größeren Bergbaugruppen sind Werkspflegefrauen angestellt, die in steter Fühlung mit dem Betriebe arbeiten und ihre Aufgabe weniger in der Fürsorge, als in der Vorbeugung sehen.

Schon die Seuchshilfe, die Wöchnerinnen und erkrankten Frauen unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird, dient nicht nur der Ordnung des Haushaltes, sondern auch der Gesundheit der Kinder. Erfahrungsgemäß sind die ersten Lebensjahre vielfach ausschlaggebend für die ganze Entwicklung des Menschen, Schädigungen, die in dieser Zeit eintreten, lassen sich späteren wieder gut machen. Darum bildet die Betreuung des Kleinkindes das Kernstück der Werkspflege und ist auf weite Sicht von erheblicher Bedeutung für die Eignung des Nachwuchses.

In den Mütterberatungsstunden erteilen Ärzte oder die in der Säuglingspflege ausgebildeten Werkspflegefrauen







## Unter der Höhensonne.

Lichtbild: Hallenleben /  
Gelsenkirchener Bergwerks-AG.

aufbüdete und so den Bau großer Häuserblocks auf möglichst kleiner Fläche in geschlossenen Ortschaften begünstigte. Aber schon etwa seit dem Jahre 1890 ist man mehr und mehr zu einer freundlicheren, aufgelockerten Bauweise übergegangen; die Kolonien weisen niedrigere Häuser wechselnder Form auf; Vorgärten, Grünflächen und Straßenbäume unterbrechend die Gleichförmigkeit und beleben in wohlthuender Weise das Bild der Siedlung. Die Wohnungen haben meist gesonderte Eingänge und genügen allen Ansprüchen auf Gesundheit und Behaglichkeit; Gärten und Stallgebäude bieten die Möglichkeit, durch Kleintierzucht, Obst- und Gemüsebau einen Teil der Lebensbedürfnisse selbst zu erzeugen und zugleich die freie Zeit nutzbringend zu verwenden. Befördert wird ein gesundes

kostenlos Rat und Auskunft. Erforderlichenfalls erhalten die Kinder Bestrahlungen mit künstlicher Höhensonne, Sol- oder sonstige Heilbäder, Speisungen oder Aufenthalte in Erholungsheimen. Diese Maßnahmen werden, soweit nicht die öffentliche Wohlfahrtspflege eintritt, auch im schulpflichtigen Alter fortgesetzt. Dem Wohle der Kinder und zugleich der Entlastung der Mütter dienen die Werkskindergärten für die noch nicht schulpflichtigen und die Kinderhorter für die älteren Kinder. Mittelbar kommen auch die zahlreichen Hausbesuche der Werkspflegerinnen sowie die Unterrichtung der Frauen und Mädchen in Nähstunden und an Handarbeitsabenden der Bergmannsjugend zugute.

Die große Bedeutung der Wohnungsfrage für die Gesunderhaltung und die Knüpfung dauerhafter menschlicher Beziehungen zwischen Werk und Gefolgschaft war auch in früheren Zeiten den führenden Männern des Bergbaues bekannt. Wenn trotzdem während der sprunghaften Entwicklung des Bergbaus Werkwohnungen in großer Zahl entstanden, die nach keiner Seite befriedigen, so lag die Ursache vorwiegend in dem Zwang, möglichst schnell den dringendsten Bedarf an Wohnungen zu decken, sowie in den Bestimmungen des Ansiedlungsgesetzes vom Jahre 1870, das den Zechen die gesamten Gemeinde-, Schul- und Kirchenlasten in den Siedlungen

Siedlungswesen durch die ererbte Neigung des Bergmanns zu landwirtschaftlicher Betätigung. Daher erfreut sich auch das Kleinpachtwesen in Bergmannskreisen besonderer Beliebtheit. So sind zum Beispiel bei der Bergbaugruppe Hamborn rund 14 000 Schrebergärten vorhanden, zu deren lohnender Ausnutzung kostenlose Beratungen, gemeinsamer Bezug von verbilligten Sämereien und Düngemitteln sowie Preisverteilungen für besonders gute Leistungen beitragen.

Hinsichtlich der Bildungsarbeit sei zunächst der Zechenzeitung gedacht. Die meisten bergbaulichen Betriebe geben sie monatlich zweimal für ihre Gefolgschaft unentgeltlich heraus. Sie verfolgen das Ziel, durch die Behandlung bergbaukundlicher Fragen, insbesondere neuer Einrichtungen der Beschäftigungszeche, Darstellung vorgekommener Unfälle, sachliche Besprechung wirtschaftlicher Fragen usw. die Gefolgschaftsmitglieder beruflich zu schulen, die Unfallziffer herabzuminde- dern, kurz: eine auf Einsicht beruhende Betriebsgemeinschaft zu begründen. Um das stark ausgeprägte Les- und Bildungsbedürfnis zu befriedigen, haben viele Schachtanlagen neben eigentlichen Werksbüchereien noch Jugendbüchereien eingerichtet, die von den Bergjüngleuten auch während der Arbeitspausen in freundlichen Leseräumen benutzt werden können.





Oben: Eine neuzeitliche Bergarbeiterfiedlung an den Hängen des Wesetgebirges.

Unten: Eine vorbildliche Bergarbeiterfiedlung der Gelsenkirchener Bergwerks-AG. aus dem Jahre 1912.

Lichtbilder: Hallensleben / Vereinigte Stahlwerke AG.

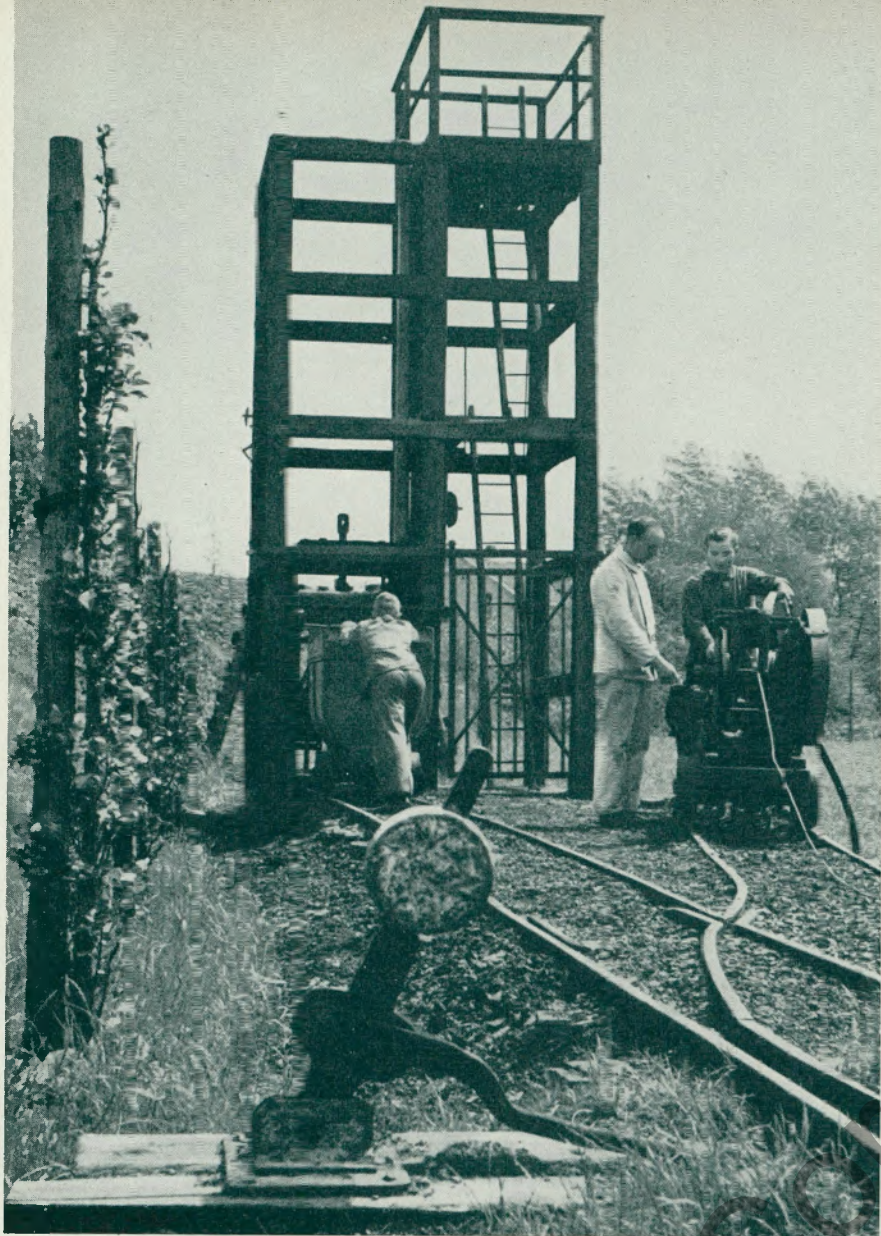
Handelt es sich bei den bisher berührten Gebieten der Werkspflege, der Wohnungsfürsorge und des Werksbildungswesens um außerhalb des eigentlichen Betriebes liegende, mit diesem nur mittelbar zusammenhängende soziale Einrichtungen, so tritt der Bergungsmann mit der Unterzeichnung des Ausbildungsabkommens in ein unmittelbares Verhältnis zum Betrieb, der damit die Verpflichtung übernimmt, den Jugendlichen praktisch, schulisch und gesundheitlich bestens zu betreuen.

Von der Vielseitigkeit handwerklicher Fähigkeiten, die der Bergmann besitzen muß, macht sich der Laie nur selten eine klare Vorstellung. Nicht nur das eigentliche Bohren im Gestein mit seinen vielfachen Abwandlungen ist geradezu eine Kunst für sich, auch der Abbau der Kohle unter geschickter Berücksichtigung der Lagerung will gelernt sein. Dazu aber treten noch notwendige Nebenarbeiten, die nicht etwa von Spezialkräften erledigt werden, sondern die in das Arbeitsgebiet des Bergmanns fallen und von ihm ein weitgehendes Vertrautsein mit Schlosser-, Schreiner- und Zimmermannsarbeit verlangen. Aus der Fülle der täglich anfallenden Aufgaben seien,

IX/7







In Originalgröße nachgebaute Untertageförderer-  
einrichtungen dienen zur praktischen  
Unterweisung und Übung der Bergjugleute.

Die abgebildete Anlage stellt einen Übungstapel mit Schlep-  
pfeil der, an der sämtliche Schlepperarbeiten (Aufziehen von Förder-  
wagen, Aufschieben von Material auf den Korb, Signalgeben, Handhaben  
der Schersteinrichtungen, Klettern auf den Fahrten [Leitern], Bedienen  
des Schleppepfeils usw.) praktisch gelehrt und ausgeübt werden können.

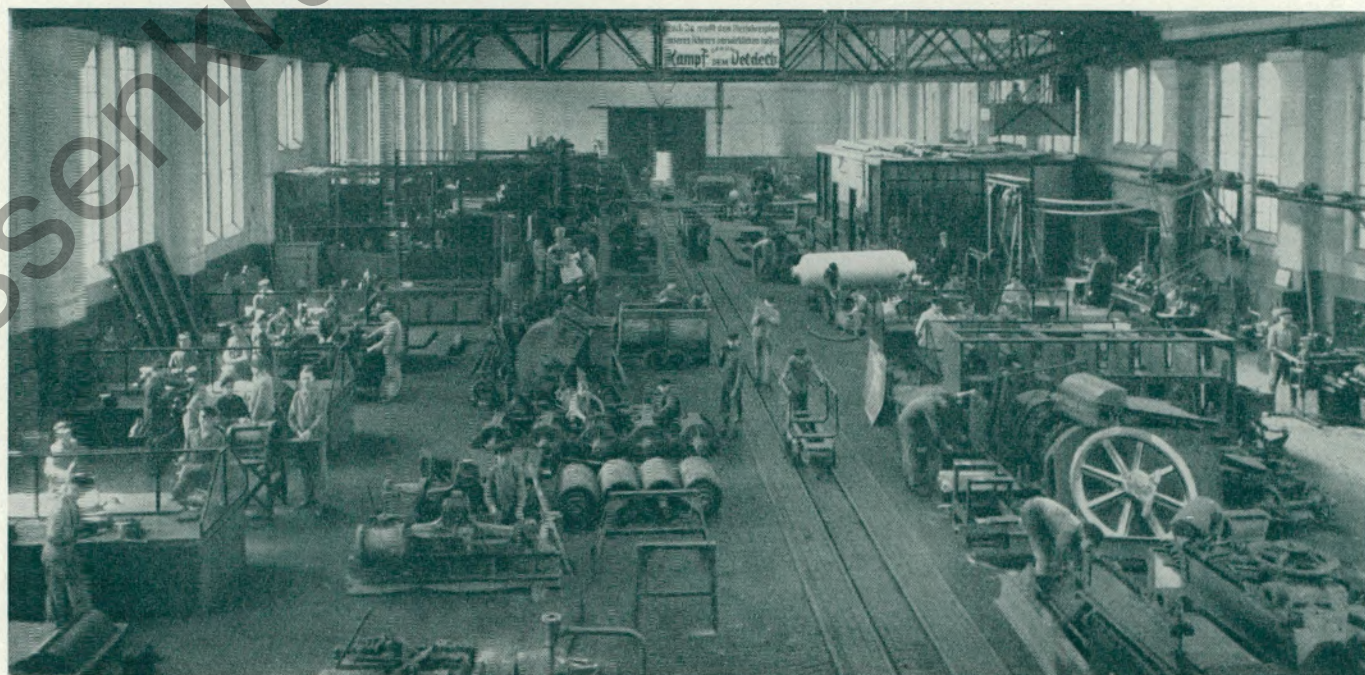
um nur ein paar Beispiele anzuführen, erwähnt das Setzen  
passender Stempel, das Verbauen der Strecke mit Stahl  
oder Holz, das Legen von Schienen sowie der Einbau ver-  
schiedener Mittel zur Wetterführung, Gesteinstaubschran-  
ken und Fördereinrichtungen.

Die vermehrte Anwendung von Maschinen aller Art im  
Untertagebau, deren kleinere Instandsetzungen ebenfalls in das  
Arbeitsgebiet des Bergmanns fallen, verlangt eine nicht un-  
wesentliche zusätzliche Erweiterung des technischen Wissens  
und Könnens und hat gleichzeitig noch die Ansprüche an die  
geistige Beweglichkeit und Reaktionsfähigkeit des Bergmanns  
gesteigert.

Schließlich erfordert der Bergbau auch in charakterlicher  
Beziehung den vollen Einsatz der Persönlichkeit. Oft ist der  
einzelne oder eine kleine Kameradschaft an abgelegener Arbeits-  
stelle ganz auf sich selbst gestellt. Der Ausbau muß gewissen-  
haft eingebracht, die im Fortschreiten der Arbeit eintretenden  
Veränderungen des Gebirges müssen sorgfältig beobachtet  
und berücksichtigt werden. Dabei ist oft nicht viel Zeit zu ver-  
lieren; manchmal vermag nur schnell entschlossenes Handeln  
ein Unglück zu verhüten. Von der Richtigkeit der getroffenen  
Maßnahmen kann nicht nur das eigene Wohl, sondern unter  
Umständen auch das der Kameraden abhängen. Gesunde  
Sinne, eine sichere Beobachtungsgabe, rasche Entschlußkraft,  
persönlicher Mut, Verantwortungsgefühl und kameradschaft-  
liches Empfinden gehören deshalb zu den wichtigsten Eigen-  
schaften des Bergmanns. Auf ihre Entwicklung und Pflege  
hat die Berufserziehung mindestens den gleichen Wert zu  
legen wie auf die Aneignung der handwerklichen Fertigkeiten.  
Nur eine frühzeitig einsetzende, wohlgedachte, planmäßige  
Erziehung und Schulung bietet die Gewähr, daß der Nach-  
wuchs in bester Weise auf seinen vielseitigen Beruf vorbereitet  
wird.

Die praktische Ausbildung erfolgt in den beiden ersten  
Jahren zum Teil in der Anlernwerkstatt, wo der Bergjun-  
gmann unter der Leitung erfahrener Meister und Vorarbeiter  
mit den für den Bergmann wichtigen handwerklichen  
Fertigkeiten (Schlosserei, Schmiede, Schreinerei, Elektro-  
werkstatt) und der Einrichtung und Behandlung berg-  
männischer Maschinen vertraut gemacht wird, zum Teil  
an den Betriebspunkten über Tage (Leseband, Lampenstube,  
Holzplatz usw.). Da die Anlernwerkstatt betriebliche Ge-  
brauchsgegenstände herstellt und Instandsetzungsarbeiten an  
Bergwerksmaschinen, Förderwagen usw. ausführt, wird der  
Bergjungmann von vornherein in den Erzeugungsgang ein-

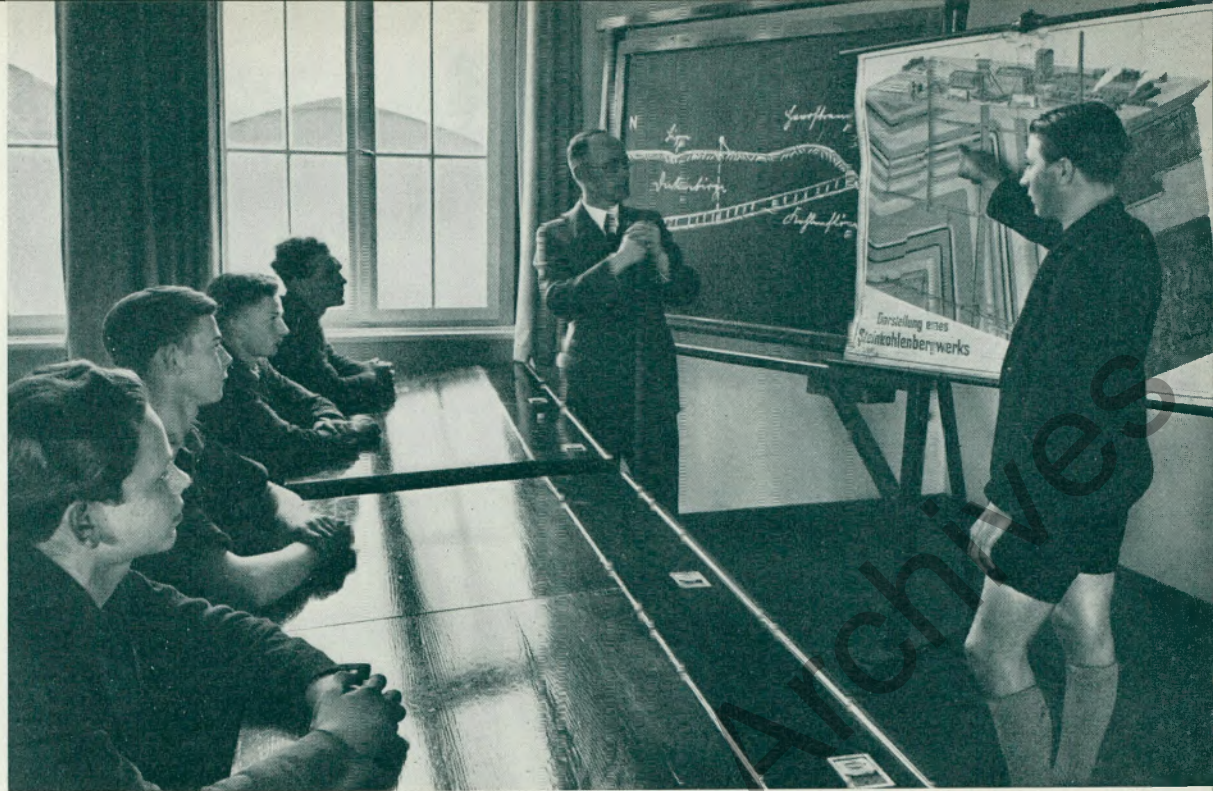
Unten: In der Anlernwerkstatt für Bergjugleute  
einer Zeche der Gelsenkirchener Bergwerks-AG.



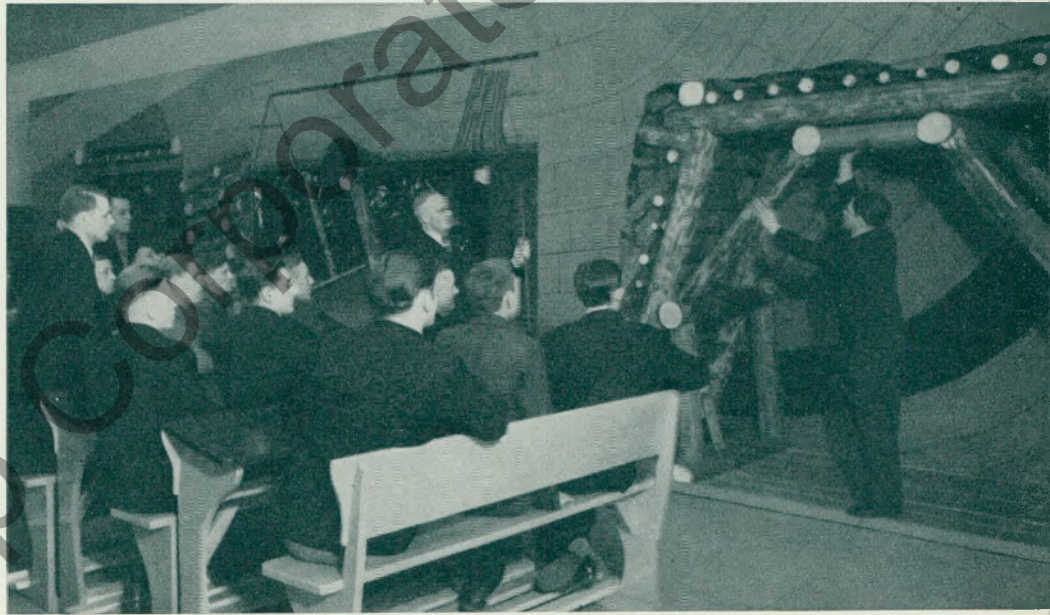


geschaltet und erhält darum auch einen über die im Handwerk übliche Erziehungsbeihilfe hinausgehenden Lohn. Es ist neuerdings vorgeschlagen worden, die Übertageausbildung im Zuge der allgemeinen Verkürzung der Lehrzeit auf anderthalb Jahre zu beschränken. Da die Schachtanlagen mit vollentwickelten Ausbildungseinrichtungen schon jetzt ihre Bergjungeleute in Lehr- und Übungsstrecken auf die Grubenarbeit vorbereiten, hängt die Möglichkeit einer solchen früheren Verlegung nach unter Tage — körperliche und geistige Eignung vorausgesetzt — nur von einer Änderung der Bergpolizeiverordnung ab, die zur Zeit noch für die Beschäftigung in der Grube ein Mindestalter von sechzehn Jahren vorschreibt. Unter Tage werden die Bergjungeleute einzeln oder zu mehreren einem Lehrmeister beigegeben, der sie in den Grubenbetrieb einführt. In planmäßigem Wechsel folgen dann leichtere Arbeiten, zum Beispiel Einbauen von Lutten, Schienenlegen, Bedienen der Häßpel und ähnliches. Während der drei ersten Jahre umfaßt die wöchentliche Arbeitszeit nur fünf Tage; ein Tag ist als Lernschiebt der schulischen und sportlichen Ausbildung vorbehalten, doch ist damit kein Lohnausfall verbunden. Bisher wurden vier Stunden der Lernschiebt durch die Bergberufsschule, zwei durch die von Betriebsbeamten erteilte zehenseitige Unterweisung in Anspruch genommen. Die für die Zukunft angeordnete Ausdehnung des Bergberufsschulunterrichtes auf sechs Wochenstunden führt zwangsläufig zu einer Einbeziehung des zehenseitigen Unterrichtes, der aber auch weiterhin von Betriebsbeamten erteilt werden soll. Diesen wird in einem zur Zeit in Essen laufenden Lehrgang Gelegenheit gegeben, die erforderliche Berechtigung zur Unterrichtserteilung an Bergberufsschulen zu erwerben.

Die Bergberufsschule umfaßt drei Jahrgänge (Unter-, Mittel- und Oberstufe); der Lehrplan erstreckt sich auf Betriebs- und Fachkunde, Berufs- und Bürgerkunde, Rechnen und Raumlehre. Während der Unterricht anfänglich von Berufslehrern nebenamtlich erteilt wurde, sind später in steigendem Umfang hauptamtliche Lehrer angestellt worden. Der betriebs- und fachkundliche Unterricht wird in jedem Falle von bergmännisch ausgebildeten Lehrkräften erteilt. Ein besonderer Vorzug der Schule ist ihre Betriebsnähe, die äußerlich darin zum Ausdruck kommt, daß der



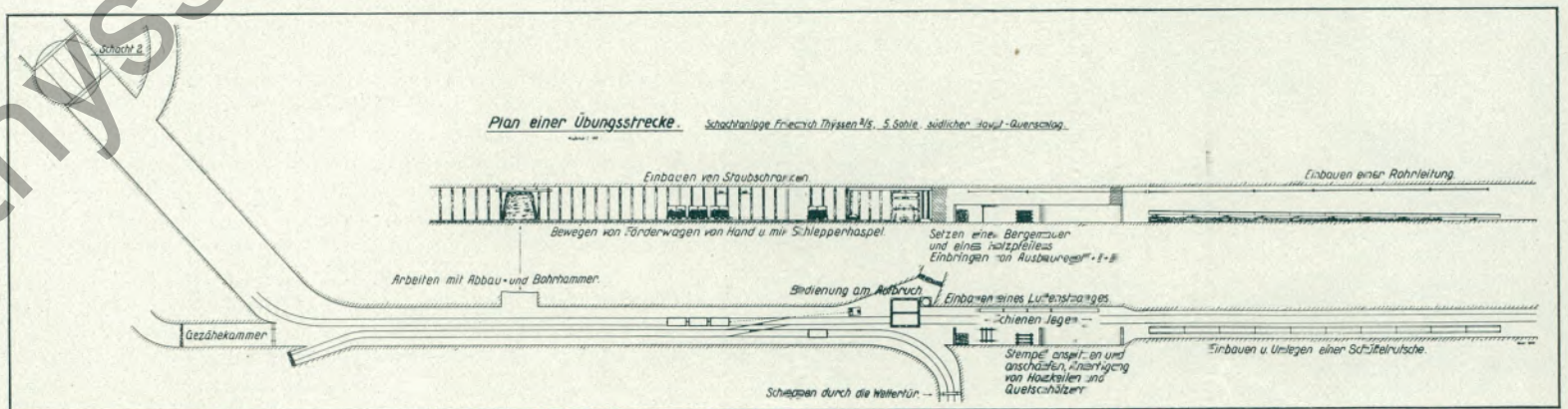
Im theoretischen Unterricht wird der Bergjunge zuerst mit dem Ueber- und Untertagebetrieb eines Steinkohlenbergwerkes vertraut gemacht . . .



. . . um sodann praktisch im Ausbau einer Strecke unter Tage zu werden.

Unten: Darstellung einer Übungsstrecke unter Tage, in der Bergjungeleute unter Anleitung erfahrener Fachkräfte ihre praktische Ausbildung erhalten. Sie lernen: das Umgehen mit Förderwagen, Handhaben des Gezähes (bergmännisches Handwerkzeug), Holzbearbeitung für den Ausbau der Strecke und Abbau, Sehen von Trockenmauern, Bedienung von Maschine und Stapel (Blindschacht), Einbau von Lutten (Körbe zur Förderung von Frischluft), Rutschen, Förderbändern usw.

Bilder und Zeichnung: Essenischer Bergwerks-AG.







In der Werksbücherei.

Unterricht durchweg in werkseigenen Räumen stattfindet. Noch wesentlicher für die Wirksamkeit der Schule ist das stete Einvernehmen zwischen den Bergberufsschullehrern und den betrieblichen Ausbildungsbeamten. Diese sind vielfach zugleich Fachlehrer an der Bergberufsschule, wie andererseits deren

Feierabend. Lichtbilder: Gehmle-Winterer / Gelsenkirchener Bergbau-AG.



hauptamtliche Lehrkräfte bei Bedarf im zehenseitigen Ausbildungswesen mit tätig sind.

Ein Gebiet, auf dem sich die Zusammenarbeit zwischen Betrieb und Schule als besonders fruchtbar erwiesen hat, ist die Freizeitgestaltung. Dazu gehören Besichtigungen, Lehrfahrten, Ferienwanderungen, Bastel- und Leseabende, musikalische Betätigung, Gestaltung von Elternabenden und Festen, Ausstellungen von Schülerarbeiten usw. Überhaupt wird auf die erzieherische Beeinflussung der Jugendlichen im Bergbau großer Wert gelegt; ihr Ergebnis kommt in Haltung, Sauberkeit, frischem und offenem, aber bescheidenem Auftreten der Jungen zum Ausdruck.

Es bedarf nicht des Hinweises, daß auch die sportliche Schulung große erzieherische Bedeutung hat, obwohl ihre Hauptaufgabe darin liegt, den Körper zu stählen, die Gesundheit zu festigen und ein Gegengewicht zu der einseitigen beruflichen Beanspruchung zu bilden. Der Turn- und Sportunterricht wird durch geprüfte Lehrkräfte in zwei Wochenstunden innerhalb der Lernsicht erteilt. Wo die Jugendlichen den Wunsch haben, auch in der Mittagspause Leibesübungen zu treiben, stellt der Betrieb fachlich ausgebildete Aufsichtspersonen zur Verfügung. Sportplätze, Schwimmbecken und Turnhallen mit allen neuzeitlichen Nebenräumen, die auch den an die Stelle der früheren Werksportvereine getretenen Betriebsportgemeinschaften zur Benutzung freistehen, sind auf den meisten größeren Schachtanlagen anzutreffen. Die Betriebsportgemeinschaften sind dem Sportamt „Kraft durch Freude“ der AG. angeschlossen und haben vielfach auch Frauengruppen sowie Wettkampfgemeinschaften gebildet. Alljährlich finden Sportappelle statt, die von der Beliebtheit und den Erfolgen sportlicher Betätigung zeugen.

Nach dreijähriger Lehrzeit erhält der Bergjungmann auf Grund einer Prüfung den Knappenbrief und wird dann, wiederum nach einem bestimmten Plane, mit Schlepper- bzw. Lehrhauerarbeiten beschäftigt. Da die Bergpolizeiverordnung für die Ablegung der Hauerprüfung ein Mindestalter von einundzwanzig Jahren vorschreibt, klafft zwischen Knappenprüfung und Beginn des Hauerlehrganges eine Lücke von in der Regel dreieinhalb Jahren, in der eine schulische Ausbildung behördlich nicht vorgesehen ist. Um auch in dieser Zeit die praktische Ausbildung zu unterbauen und das Zusammengehörigkeitsgefühl aufrechtzuerhalten, haben die Schachtanlagen verschiedene Wege beschritten, indem die angehenden Bergleute entweder in Gedingschlepper- und Lehrhauerkursen theoretisch geschult oder doch allmonatlich zur Besprechung von betrieblichen Neuerungen und Unfällen zusammengefaßt werden. Die körperliche Ertychtigung erfolgt in besonderen Stunden, sofern sie nicht schon jetzt in die Werksportgemeinschaft verlegt wird. Wünschenswert wäre es, wenn die Zulassung zum Hauerlehrgang so zeitig erfolgen könnte, daß der Bergmann beim Eintritt in den Heeresdienst seine berufliche Ausbildung voll abgeschlossen hätte.

Mit dem Erwerb des Hauer Scheines ist der junge Bergmann ein fertig ausgebildeter Facharbeiter geworden. Seine berufliche Laufbahn braucht damit aber noch nicht am Ziel zu sein. Durch die Teilnahme an weiteren Lehrgängen kann er zum Meisterhauer und Ortsältesten aufsteigen. Auch der Weg zum Beamten über die Bergvorschule und Bergschule steht ihm offen. Es ist ein besonderer Vorzug des Bergbaues, daß dieser Aufstieg durch keine künstlichen Berechtigungsstrahlen verbaut ist. Da durch den Besuch der genannten Lehranstalten das Arbeitsverhältnis nicht unterbrochen und kein Schulgeld erhoben wird, kann auch der Unbemittelte das Ziel erreichen, das seinen Fähigkeiten entspricht. Schon mancher, der als Bergjungmann begann, ist durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einflußreicher Stellung gelangt.



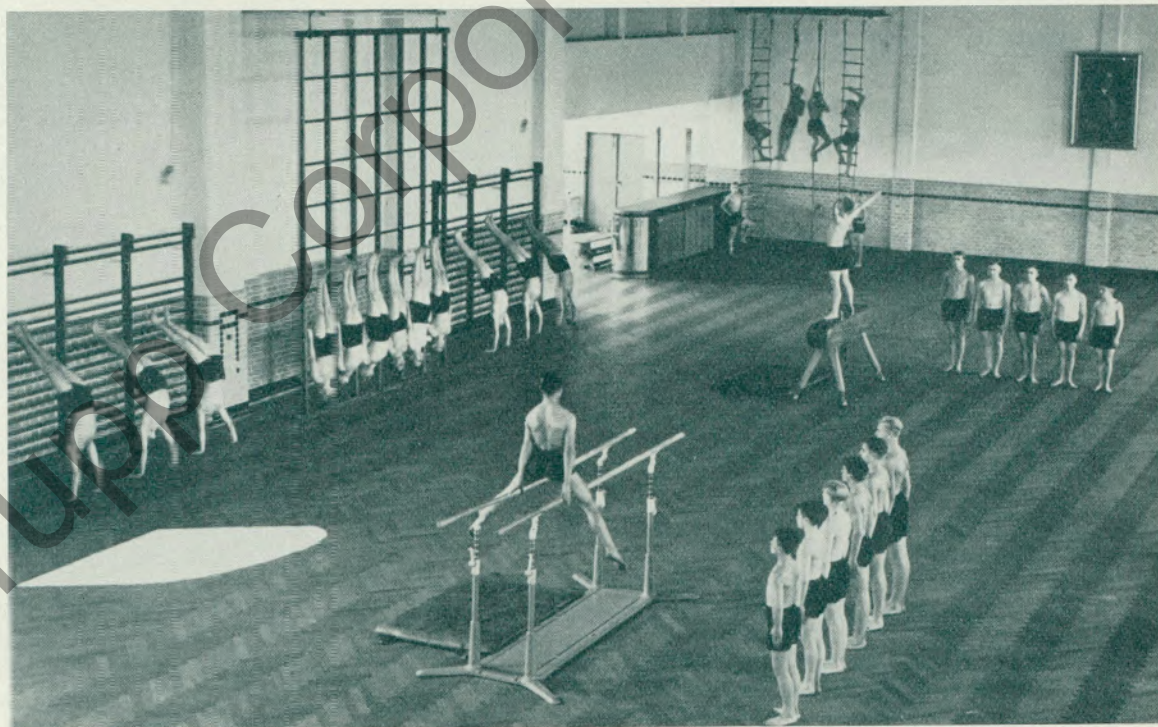
„Sportplätze, Schwimmbecken und Turnhallen mit allen neuzeitlichen Nebenräumen sind auf den meisten größeren Schachtanlagen anzutreffen.“

Lichtbilder (3): Hallenleben /  
Selsentürkener Bergwerks-AG.

Die vorstehend in großen Zügen dargestellten Einrichtungen und Maßnahmen zur Formung der Bergmannsjugend können unmöglich von Betriebsbeamten nebenamtlich durchgeführt werden; dazu ist ein Stab von Ausbildungsbeamten erforderlich, und zwar im allgemeinen für jede Zeche ein Ausbildungssteiger, für jeden Direktionsbezirk ein Ausbildungsleiter und für die ganze Bergbaugruppe ein Ausbildungsdezernent, dem meist auch die örtliche Schriftleitung der Zeche zugeordnet und die Werkspflege unterstellt. Dazu kommen noch die Leiter der Aulernwerkstätten mit ihren Meistern und Vorarbeitern. Der Erfolg des Ausbildungswesens steht und fällt mit der Auswahl dieser Männer, die mit fachlicher und charakterlicher Tüchtigkeit erzieherische und unterrichtliche Begabung und ein warmes Herz für die Jugend verbinden müssen.

Nach siegreich beendigem Kriege wird die bergmännische Berufsausbildung eine noch größere Bedeutung gewinnen als bisher. Der Frieden wird die deutsche Wirtschaft und besonders den Steinkohlenbergbau vor gewaltige Aufgaben stellen. Sowohl hinsichtlich des Ausbaus der Fördermöglichkeiten wie auch der wirtschaftlichsten und lohnendsten Auswertung der Kohle werden alte Wege ausgebaut und neue erschlossen werden. Der Fortschritt hängt aber nicht nur von der Entwicklung der Technik, sondern in dem gleichen Maße von der Leistungsfähigkeit und der Einsatzbereitschaft des deutschen Bergmanns ab, Eigenschaften, die nur eine hochwertige Berufserziehung wirksam zu entwickeln vermag. Sie wird zugleich den Bergmann wieder mit der ehrenvollen alten Überlieferung seines Standes verbinden und ihm die verdiente Achtung der Volksgemeinschaft sichern.

\*







1. Als Kind.

## Ein deutscher Bergjungmann vor hundert Jahren.

Nach: J. E. Heuchler „Des Bergmanns Lebenslauf“,  
Freiberg 1867.

Wenn auch der Bergmannsberuf dem Tüchtigen jede Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeit bietet, so kommt es doch nicht gerade häufig vor, daß die Meilensteine am Lebensweg eines Bergmannes nachfolgende Kennzeichen tragen: Bergjunge — Förderknecht — Bergschüler — Stipendiat einer Bergakademie — Kunstschüler in Dresden, Karlsruhe, Rom, Paris — Lehrer für Zeichenkunst und Zivilbaukunst an der Bergakademie Freiberg — Ordentlicher Professor — Ehrenmitglied der Akademie der bildenden Künste in Dresden. Johann Eduard Heuchler, geboren am 31. Dezember 1801 als Sohn eines armen Zeug- und Leinwebers zu Freiberg, konnte, als er, mit dem Titel eines Bergbauarats ausgezeichnet, 1873 in den Ruhestand trat, auf ein solches Leben zurückblicken.



2. Als Anhaltender.

In Bergmannskreisen lebt sein Name bis in die Gegenwart fort durch seine zahlreichen bildlichen Darstellungen der sächsischen Berg- und Hüttenleute um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Daß er als gelehrter Bergmann mit Schlägel und Eisen ebenso vertraut war wie als Künstler mit dem Zeichenstift, verleiht seinen Arbeiten eine besondere Note; vermitteln sie doch gerade deshalb nicht nur kulturgeschichtlich besonders reizvolle Einblicke in das Berufs- und Familienleben des deutschen Bergmanns um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, sondern sind auch gleichzeitig anschauliche und zuverlässige Bilddokumente für die Bergkunst und Abbautechnik der damaligen Zeit.

Wir hoffen, später einmal aus seinem längst vergriffenen „Album für Freunde des Bergbaus“ einige besonders schöne Lithographien bringen zu können. Im Zusammenhang mit dem vorausgehenden Aufsatz über „Deutsche Bergmannsjugend“ (und nicht weniger mit dem nachfolgenden über „Kinderelend im englischen Bergbau“) wollen wir uns heute darauf beschränken, einige Bilder aus seinem Werk „Des Bergmanns Lebenslauf“. Eine Erzählung mit Illustrationen für die reifere Jugend“ zu zeigen (das übrigens der Verlag Glückauf, Essen, in der entzückenden Ausstattung der Originalausgabe soeben neu erscheinen ließ, 60 Seiten mit 61 Bildtafeln, gebd. 3,60 RM).



3. Die erste Schicht.

Es ist die Geschichte eines Bergmannssohnes, der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch praktische Arbeit in der Grube unter Aufsicht und Anleitung des erfahrenen Vaters, durch Bergschule und Tätigkeit im tropischen Bergbau zum tüchtigen Fachmann heranbildet, Zimmersteiger, Obersteiger und schließlich, als Bergbetriebsleiter, selbständig entscheidender Betriebsleiter wird. Es ist also der Lebensweg, der vor hundert Jahren ebenso wie heute jedem deutschen Bergarbeiter offenstand, ein Lebensweg freilich, der einen offenen Kopf, zähes Streben, festen Willen und einen männlichen Charakter voraussetzt.

In der von uns getroffenen Bildauswahl spiegelt sich das Leben des deutschen Bergmannes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer so frischen Lebendigkeit und künstlerischen Reife wider, daß man über der Freude an den Zeichnungen ganz ihre eigentliche Bestimmung, „für die reifere Jugend“ vergißt. Diese klingt zwar im Text etwas stärker durch; aber wer aufmerksam zu lesen versteht, wird zwischen den Zeilen manches Streiflicht auf das soziale Leben und die bergmännische Berufsausbildung in der damaligen Zeit entdecken und für die Bereicherung seines kulturgeschichtlichen Wissens dankbar sein.

Um die Ursprünglichkeit von Wort und Bild weitgehend zu wahren, ist auf den Heuchlerschen Begleittext zurückgegriffen worden. Die Auslassungen sind durch . . . gekennzeichnet.



Der Bergarbeiter Silbermann hatte eine zahlreiche Familie und darunter mehrere Knaben. Er war mit seinen Verhältnissen leidlich zufrieden, da auf dem kleinen Häuschen, das er besaß, nur wenig Schulden lasteten.

Krankheiten und Unglücksfälle blieben glücklicherweise von ihm und den Seinen fern, und da er mit diesen einen sehr geordneten und ordentlichen Lebenswandel führte, wurde die gesamte Familie von allen, die sie kannten, geachtet . . .

Auf unserem Bilde 1 sehen wir Silbermann glücklich von der Schicht zurückkehren, die Pulverbüchse in der Hand, die unentbehrliche Tabakspfeife im Munde haltend. Schon von weitem lacht ihm das Herz; er sieht ja seine Kinder spielend am Fuße der alten, grünen Berghalde, worauf sein Häuschen steht, das von einigen Birken und Fichten recht freundlich umgeben wird . . .

Chregott, sein ältester Sohn, zeigt schon in seinen Kinderspielen große Neigung zum Bergmannsstande; denn bald gräbt er Löcher in die Erde und zimmert sie wie Schächte aus, was er von Tage herein bei wirklichen Schächten beobachtet



5 Als Ausschläger.

Auf dem Bilde 3 sehen wir den kleinen Chregott Silbermann an der Seite seines Vaters auf dem Zechenwege. Schon von weitem kündigt sich die Scheidebank als ein langes, stattliches, durch viele Fenster erleuchtetes Gebäude an; denn zur Scheidung der Erze ist helles Licht erforderlich, und oft arbeiten fünfzig bis sechzig Scheidejungen zugleich. In dieser Kinderwelt herrscht ein munteres Treiben, bei dem neben Fleiß sehr oft der jugendliche Übermut sich durch Zank und Prügelei geltend macht, so daß der Scheidesteiger nicht genug Augen haben kann, um Ordnung zu halten . . . Wenn der Scheidesteiger ein Kinderfreund ist, so lehrt er die Jungen nach dem Takte pochen, was dann zuweilen beim Eintritt von Fremden, welche die Grubeneinrichtungen besichtigen, ausgeführt wird und nicht selten kleine Trinkgelder einträgt, die man in einer Büchse sammelt, um sie später zu verteilen. Auf dem Bilde 4 belehrt eben der Scheidesteiger unseren kleinen Silbermann über das Scheiden des Erzes, und gewiß nicht ohne Erfolg, da wir ihn gelegig gefunden haben . . .



4. Als Scheidejunge.

konnte, oder er benutzt, wie es auf dem Bilde 1 angedeutet ist, den Abfall des Röhrenwassers zum Betriebe eines kleinen Pochwerkes. Dieser Anblick erfüllt den Vater mit besonderer Freude und erweckt in ihm die Hoffnung, sein Chregott könne einmal was „Ordentliches“ werden und müsse späterhin die Bergschule besuchen . . .

So hatte Chregott sein zwölftes Jahr erreicht. Wenn er auch für sein Alter nicht groß war, so fehlte es ihm doch nicht an Kraft, um die bergmännische Laufbahn schon in diesem Alter als Scheidejunge anzutreten . . .

Um nun die Aufnahme seines Chregott auf der nächsten großen Grube, wo er, sein Vater, ebenfalls in Arbeit stand, zu erlangen, bringt er ihn mit der Bitte um Arbeit zum Obersteiger (Bild 2). Dem Obersteiger gefällt der hübsche, kräftige Junge mit den hellen Augen, der sein Schreibebuch und Schulzeugnis in Händen hält, und eine Prise nehmend (denn Schnupfen gehört in der Regel zum Dienste eines Obersteigers, da er in der Grube weder rauchen kann noch darf, weil es den Bergleuten in der Grube während der Arbeit streng verboten ist), sagt er dem Bittsteller die Aufnahme seines Jungen zu.



6. Als Sauberjunge.





7. Als Hundstößer.

Nähe der Scheidebank, entweder auf freier Halde oder in besonders dazu gebauten Schuppen (Abb. 5). In dergleichen leichten Arbeiten vergehen wieder einige Jahre, und mittlerweile hat Ehregott sein sechzehntes Lebensjahr erreicht. . . Bevor er nun zur eigentlichen Grubenarbeit übergeht, soll er sich zunächst längere Zeit mit den sehr wichtigen Aufbereitungsarbeiten der Erze in den Pochwerken und Stossherdwäschen beschäftigen, um auch in diesen dem Bergmanne unentbehrlichen Arbeiten etwas Nützliches zu lernen.

Nach zurückgelegtem siebzehnten Lebensjahr gelangt Ehregott, der ein kräftiger Mensch zu werden verspricht, zur Grubenarbeit. Überhaupt ist gleich hier zu bemerken, daß vor diesem Alter ein Bergarbeiter wohl selten Grubenarbeit erhält, weil sein Aufrücken zum Doppelhauer sich nach der allmählichen Zunahme seines Lohnes richtet.

Gar oft hat er seinen Vater in den Schacht einz- und ausfahren sehen und mit Freuden an die Zeit gedacht, wo auch er das geheimnisvolle Getriebe des Grubenbaues kennenlernen werde. Denn obgleich die bergmännischen Arbeiten über Lage Anziehendes genug bieten, so liegen sie doch vor Augen und haben nicht den geheimnisvollen Reiz, der jene auszeichnet. . .

Daher sehen wir auch Ehregott freudig, obgleich mit Vorsicht, seine erste Fahrt in die Tiefe mit seinen neuen Kameraden antreten. Alles, was er hier sieht, setzt ihn in Erstaunen; denn so großartig, regelmäßig und dabei mit so überzeugender Festigkeit ausgebaut hatte er sich das Innere der Grube nicht gedacht. Alle 24 Fuß kam in dem nur sehr wenig von der lotrechten (steigern) Richtung abweichenden Schachte ein Absatz zum Ausruhen. . .

Auf dem Bilde 6 sehen wir unseren Ehregott als Gruben- oder Sanberjungen, wie er taubes Gestein (Berge) oder Erz in die Rolle (viereckige, schornsteinartige Öffnung, die nach der darunterliegenden Bezeugstrecke führt) mit der Kraxe fördert. . .

Wenn vor Ort gearbeitet wird, so fördert man die gewonnenen Massen zuerst mit Karren, und zwar bis zum Tagwerk, also bis zu dem aus Holz hergestellten Wege, wo man es in Haufen abstürzt. Von hier ab wird die Masse, wenn die Entfernung bis zum Schachte keine zu große Länge hat, in ungarischen Hunden bis zum Füllort am Schachte gefördert. Auf Blatt 7 ist Ehregott als Hundstößer mit einem solchen

Haben die Scheidejungen, deren Lohn, solange sie noch die Schule besuchen, für jede Schicht oder für acht Stunden Arbeitszeit drei bis vier Nickelgroschen beträgt, bis zum vierzehnten Altersjahre das Scheiden und Klaubender Erze richtig betreiben, so werden sie zum Ausschlagen der Erze verwendet, wozu schon etwas mehr körperliche Kräfte gehören. Dies geschieht in der

ungarischen Hunde dargestellt. Dieses Fördergefäß hat unter seinem Boden vier Räder, zwei kleinere und zwei größere, welche letzteren aber ziemlich in die Mitte gestellt sind, so daß also der Hundstößer den gefüllten Hund auf den größeren Rädchen allein mit Leichtigkeit aus dem Tragwerk fortbewegen oder stoßen kann.

Indes bei dieser Arbeit kann er unmöglich lange verbleiben, wenn er die Bergschule besuchen will; denn bald hat er sein achtzehntes Lebensjahr erreicht, und dann steht seiner Aufnahme in bezug auf Alter und Grubenarbeit kein weiteres Hindernis entgegen, da er der Aufnahmeprüfung in jeder Weise gewachsen ist.

Wie nun Ehregott seine praktische Laufbahn seither mit großer Neigung und Ausdauer und zur besten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verfolgte, so verwendete er auch auf die Erweiterung seiner Schulkenntnisse alle seine Feiertage, indem er sich namentlich im Schreiben, Rechnen und Zeichnen vervollkommnete. Da er eines Bergmannes Sohn ist, so steht auch seiner Aufnahme auf die Bergschule kein Hindernis entgegen, wenn der Fall eintreten sollte, daß sich zu viele zur Aufnahme gemeldet hätten. Übrigens wird der Bergschülerunterricht ganz unentgeltlich erteilt; ja, man gewährt sogar fleißigen Schülern schöne Unterstützungen. . . Außerdem wird den Bergschülern, die nach Beendigung des vollständigen Lehrkurses die Bergschule mit den besten Zeugnissen verlassen, gestattet, zu ihrer weiteren Ausbildung unentgeltlich Vorlesungen an der Freiburger Bergakademie zu hören.

Bedenkt man nun, daß viele Bergschüler oft bis zwei Stunden weit von Freiberg wohnen, daß zuweilen auch die Grube, wo sie täglich anfahren müssen, von ihrer Wohnung eine Stunde weit entfernt liegen kann, so wird man ermessen können, welche Lust und Ausdauer dazu gehört, unter so erschwerenden Verhältnissen gute, ja oft ausgezeichnete Fortschritte zu machen. Hierzu kommt ferner, daß der Bergschüler seine Studien, wenigstens während der kalten Jahreszeit, in derselben, oft sehr kleinen Wohnstube machen muß, worin sich die ganze Familie aufhält, wo der Vater nach der Schicht vielleicht ein Lärm machendes Handwerk treibt, die Mutter wäscht und die kleinen Geschwister spielen und schreien. Daher sind Fleiß und Fortschritte ihnen doppelt hoch anzurechnen.

In solcher Umgebung sehen wir auf dem Bilde 8 unseren Ehregott alle diese Hindernisse überwinden und ihn, unbekümmert um das, was um ihn her vorgeht, seinen Arbeiten obliegen.“



8. Als Bergschüler.



# Kinderelend im englischen Bergbau vor hundert Jahren.

Von Dr. Helmut Gumbel.

Zwölfjähriges Mädchen als  
„Schlepper“ im englischen  
Bergwerk von Lancashire.

Naturgetreue Wiedergabe  
aus der englischen Parlamentsakte:  
Reports from Commissioners  
of Children Employment, London 1842.

Die Steigung ist so groß, daß das Kind  
sich an einem Seil hochhangeln muß. Die  
Zugkette hängt an einem Leibgurt zwischen  
den Oberschenkeln. Der Kohlen Schlitten  
gleitet auf Kufen über den unebenen Boden.



Der folgende Bericht ist, so unwahrscheinlich es klingen mag, offiziellen Akten englischer Parlamentskommissionen entnommen. Man sage nicht, daß diese Mißstände ja längst beseitigt und also nicht mehr der Betrachtung wert seien. Noch heute leben Menschen in England, die als Fünfjährige unter Last auf allen Vieren kriechend 12 Stunden täglich Kohlen schleppen mußten. Und wenn auch die Kinderarbeit (nicht etwa die Frauennarbeit) jetzt fast beseitigt ist, so sind doch die Verhältnisse im englischen Bergbau im übrigen unvorstellbar rückständig geblieben. Lohnzuschüsse für Frau und Kinder gibt es fast nirgends. Der „Normallohn“, der für einen unverheirateten Bergmann und einen Familienvater mit sieben Kindern gleich ist, ist so festgesetzt, daß er das Existenzminimum einer Familie mit drei Kindern darstellen soll. Er betrug beispielsweise in South Wales und Schottland nach Abzug der Zwangsabgaben für Versicherung, Krankenhaus, Del, Werkzeuge, Sprengmaterial usw. selten mehr als dreißig Schillinge in der Woche! Die Zahl der Personen aber, die davon leben müssen, schwankt nach genauen statistischen Erklärungen zwischen 1 und 13! Die Sicherungen des Arbeitsplatzes sind sehr primitiv. Bei Schichtwechsel wird die Förderung nicht eingestellt, wodurch häufig Unglücksfälle verursacht werden. Bis heute haben die meisten Gruben noch keine Waschkäuen, so daß der Bergmann den Schmutz und die Masse seiner Arbeit mit nach Hause bringt, in die meisten nur aus einem Zimmer bestehende Wohnung, die oft nicht einmal Wasserleitung hat. Krankentassen, Gesundheitsfürsorge, Urlaubsansprüche, Altersversorgung oder gar „Schönheit der Arbeit“ sind Begriffe, die bis heute noch nicht einheitlich geregelt sind. Freiwilliges Entgegenkommen des Unternehmers in irgendeiner sozialen Frage ist selten, und die Regierung wirft ihr Gewicht meistens in die Waagschale des Bergwerksbesitzers. Nicht umsonst war daher das reiche England gleichzeitig immer ein Streikengland.

Die oft gerühmte englische Freiheit, die im 19. und auch noch im 20. Jahrhundert von so vielen Deutschen glühend bewundert wurde, hat, wie wir heute klar sehen, in Wirklichkeit immer nur für eine verhältnismäßig dünne Oberschicht bestanden. Die Idee des Freihandels, das „freie Spiel der Kräfte“, hatte für diejenigen, denen es nicht vergönnt war, durch Geburt, Geld, Geschicklichkeit oder — Brutalität zu den „oberen Zehntausend“ zu gehören, dunkelste Schattenseiten. In keinem Lande der Erde ist daher auch die soziale Frage so rücksichtslos fortgeschwiegen worden wie in England. Der Staat kümmerte sich prinzipiell nicht um dieses brennende Problem, es blieb Privatsache der einzelnen. Jeder von uns kennt Dickens, den größten sozialen Schriftsteller Englands, dessen Romane in viele trübe und elende Ecken von „merry old England“ hineinleuchten. Einen Roman aber hat Dickens zu schreiben vergessen, den der „Kinderarbeit in den englischen Bergwerken“. Ein Blick auf die Zustände in den englischen Bergwerken vor hundert Jahren deckt ein Elend auf, das uns Deutschen unvorstellbar erscheint.

Im Gegensatz zum deutschen Bergrecht, das durch die Jahrhunderte hindurch die Bergbaufreiheit entwickelte, d. h. die Trennung und Freigabe der nutzbaren Mineralien vom Recht des Grundbesitzes, hat sich in Großbritannien schon im Mittelalter das Grundbesitzerrecht an den Mineralien behauptet. Es ist wahrscheinlich, daß auch auf der britischen Insel — wie in vielen anderen Ländern — deutsche Bergleute eingewandert sind; das Bergrecht von Cornwall und Devonshire, niedergelegt 1198 und 1287, weist in vielen Punkten überraschende Übereinstimmung mit dem deutschen Bergrecht auf. Auch stellte der englische König Heinrich VI. (1421 bis 1471) Freibriefe aus zur Einwanderung von Bergleuten aus Meissen und Böhmen. Eine spätere Zeit hat die letzten Anklänge an das Recht der bergbaulichen Frei-

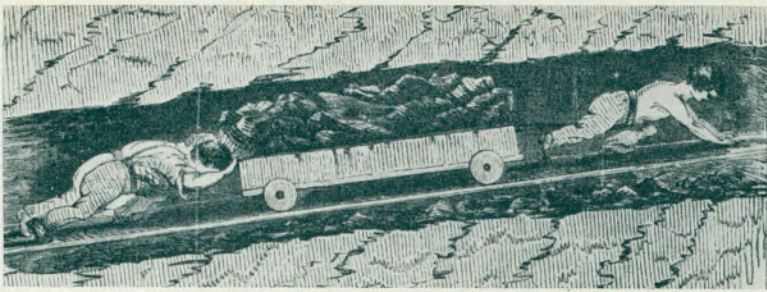
heit verdrängt und dem jeweiligen Eigentümer von Grund und Boden unumschränkte Rechte in jeder Hinsicht zugestanden.

Dieser konnte mit allen Betrieben, die sich auf seinem Grundeigentum befanden, nach seinem Ermessen schalten und walten; er konnte die Betriebe offenhalten oder schließen, er konnte Raubbau treiben, er konnte sie in Pacht geben oder selbst ausbeuten: niemand hatte das Recht, ihn bei seinen Maßnahmen zu beaufsichtigen. Niemand hatte auch nur das Recht, eine Besichtigung in einem dieser Betriebe vorzunehmen. Bei der Einstellung der meisten Landlords, aus ihrem Eigentum um jeden Preis Geld, viel Geld herauszupressen, konnte es nicht ausbleiben, daß in den englischen Bergwerken Zustände eintrifften, die mehr als beklagenswert waren, daß sich Mißstände herausstellten, die mit Recht als unmöglich bezeichnet und scharf kritisiert wurden. In steigendem Maße mehrten sich daher die Stimmen, die scharf gegen alle möglichen Arten von Mißständen Stellung nahmen, so daß sich schließlich das Parlament auf Grund der nicht endenwollenden Beschwerden im Jahre 1840 doch gezwungen sah, eine Untersuchung der Verhältnisse in den einzelnen Gruben anzuordnen. Die Untersuchungskommission, die ihre Arbeit auf verschiedene Unterkommissionen verteilte, legte im Jahre 1842 ihren Bericht beiden Häusern vor\*.

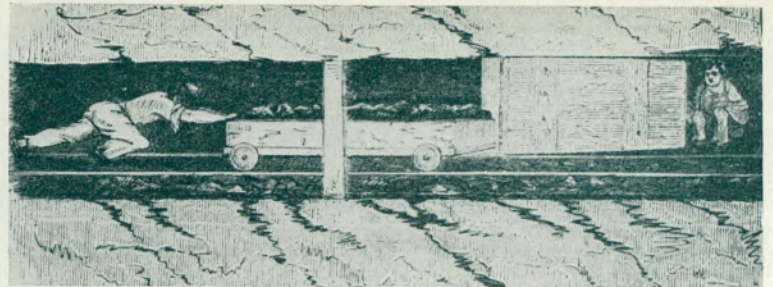
Er war ein erschütterndes Dokument geworden! Der Bericht selbst bestand zwar nur aus einem Folioband von 269 Seiten. Ihm waren aber zwei weitere Bände beigegeben, die auf über 1800 Seiten (!) Beweisstücke in Form von Protokollen, Berichten, Untersuchungen und Abbildungen enthielten, welche jeden Einwand gegen die Richtigkeit der Untersuchungsergebnisse widerlegen konnten.

\* Englische Parlamentsakte: Reports from Commissioners, London 1842, Childrens Employment, Band XV, XVI und XVII.





Durch kaum meterhohe Stollen mußten Sechs- bis Zehnjährige, auf allen Vieren kriechend, die Kohlenwagen Hunderte von Metern weit bis zum Füllort schleppen oder schieben. (Bergwerk Cheshire.)



Sechs- bis Siebenjährige bedienen Tag für Tag 11 bis 14 Stunden in völliger Dunkelheit die Wettertüren, eine wichtige Arbeit, die ständige Aufmerksamkeit verlangt. (Bergwerk Lancashire.)

Die Darstellungen, die in diesen beiden Ergänzungsbanden niedergelegt sind, vermitteln Einblicke in die Not und das Elend, dem Tausende von Kindern, jungen Leuten und Arbeitern in den englischen Bergwerken ausgeliefert waren, Einblicke, die sogar weite englische Kreise aufhorchen ließen, in der übrigen europäischen Welt aber, für die es damals selbst keine soziale Frage im heutigen Sinne des Wortes gab, Abscheu und Entsetzen hervorriefen — Einblicke, die unvergesslich blieben. Die französische Presse sprach von der „Rolle von Lasttieren, zu welcher die Kinder und Jugendlichen verdammt waren, gebeugt unter der ungeheuren Bürde, die sie auf dem Rücken tragen, an schwer beladene Wagen gefettet, gezwungen, auf allen Vieren zu kriechen“.



Dem Parlamentsbericht entnommene Einzelfälle, die der Stift des Zeichners unter Namensnennung der Kinder festhielt: Oben: Janet Cumming, 11 Jahre alt, beim Kohlen schleppen.

Unten: Agnes Hoffat und Margarete O'Neill, 12 bzw. 13 Jahre alt, beim Transport der Kohlenkörbe über eine Leiter.

Unge sicherte Gänge und Leitern verursachten zahlreiche Unfälle.



Die Untersuchungen erstreckten sich auf das Alter, in welchem Kinder und junge Leute beschäftigt wurden, auf die Verwendung von Mädchen und Frauen in den Gruben, auf die Zustände an den einzelnen Arbeitsplätzen, die Zeitdauer der Beschäftigung, die Nacharbeit, die Essenszeiten, auf Löhne und Urlaub, dann auf den Einfluß der Beschäftigung auf die körperliche und moralische Konstitution und manche andere Frage, die damit im Zusammenhang stand. Man kann sich vorstellen, welche Fülle von Anklagematerial vorgelegen



Der räderlose Karren muß durch ansteigende Gänge geschleppt werden: Margaret Hipps, 17 Jahre alt, an den Schlitten gefettet, auf Händen und Knien. Der feststellende Kommissionär berichtete dazu: „Es ist fast unglaublich, daß menschliche Geschöpfe zu solcher Beschäftigung gebraucht werden.“

haben muß, welche die „Regierung Ihrer Majestät“ zwang, solche Erhebungen durchzuführen. Fast 4000 Menschen

wurden vernommen, nicht durch die Berichte, sondern durch besondere Beauftragte, die in jedem Distrikt mit den Bergarbeitern selbst sprachen, mit den Kindern, mit Beamten, Pfarrern, Lehrern, mit Bergwerkseigentümern und ihren Stellvertretern, deren Ausführungen zum Teil einen breiten Raum in der Gesamtdarstellung einnehmen. Alles, was mit dem Bergbau zusammenhing, alles, was mit ihm oder seinen Menschen direkt zu tun hatte, wurde gehört. So kam eine bunte Fülle von Einzelaussagen zusammen, die ein einigermaßen zutreffendes Bild von den Verhältnissen zu vermitteln versprach. Deutsche Leser dieses amtlichen Dokumentes schüttelten erstaunt den Kopf, wenn sie feststellten, wer alles aufgerufen werden konnte, um gegen das herrschende System — wohl ganz ohne Absicht — auszusagen. Auf einer beliebigen herausgegriffenen Seite kommen zu Wort: Catherine Pritchard, 13 Jahre alt, Karrenläuferin; Jane Richards, 13 Jahre alt, am Leseband beschäftigt; Philipp Philipps, 9 Jahre alt, Wettertürschließer; Mary Reed, 12 Jahre alt, Wettertürschließerin; Daniel Lewis, 17 Jahre alt, Pferdetreiber; Mary Davis, beinahe 7 Jahre alt, Wettertürschließerin; John Reece, 8 Jahre alt, Pferdetreiber; Susan Reece, 6 Jahre alt, Wettertürschließerin.

Die amtliche Kommission deckte mit dem Material Zustände auf, die für jeden zivilisierten Staat eine tiefe Schmach bedeutet hätten. Es wurde nachgewiesen, daß Kinder gewöhnlich mit dem siebten oder achten, ja oft schon mit dem sechsten Lebensjahre anfangen mußten, in den Gruben zu arbeiten. In vielen Werken traf man sogar Fünf- und Vierjährige an! Noch zahlreicher waren die jungen Menschen von 13 bis 18 Jahren. Außerdem wurden in vielen Distrikten junge Mädchen im gleichen Alter wie die Knaben beschäftigt. Manchmal wurden sie von den Arbeitern selbst ausgewählt, häufig vom Bergwerkseigentümer oder Unternehmer aus der Bevölkerung der Umgegend ausgesucht.

In einigen Bezirken wurden Kinder als Lehrlinge angenommen. Das bedeutete, daß sie bis zum 21. Lebensjahre ihre ganze Zeit ihren Herren widmen mußten, ohne Bezahlung, lediglich für Kost und Kleidung. Die Kinder lebten also zehn bis zwölf Jahre in einem Zustand, der dem der Sklaverei sehr ähnlich war. Bei der Kritik dieser Zustände kam ein Mitglied der französischen Akademie zu dem Schluß: „Die grausame Behandlung, welche die Lehrlinge erfahren, beweist die Roheit, den tiefen Egoismus, die stupide Barbarei vieler dieser Herren und erklärt die Mutlosigkeit, die Schwäche, die Apathie und die Verdummung dieser Opfer und ihre moralische und intellektuelle Herabwürdigung!“

Den Sechsjährigen, oft noch Jüngeren, wurde das schwere Amt übertragen, die mit Kohlen beladenen Wagen vom Ort bis zum Hauptstollen der Grube zu befördern. Die Arbeit, die dauernde Anspannung der Muskelkräfte erforderte, war sehr ermüdend, sie wurde erschwert durch die engen und niedrigen Stollen, die den Kindern fast durchweg nicht erlaubt, gerade ausgerichtet zu gehen. Oft waren sie gezwungen, sich auf allen Vieren fortzubewegen; oft waren die Gänge nicht höher als die Karren, in denen die Kohle lag. Wegen der schlechten Bewitterung arbeiteten die Kinder meist nackt. Die Arbeitszeit betrug selten weniger als 11 Stunden, meist 12, in einigen Revieren 13 und 14 Stunden.





Zwölfjähriger Knabe beim Schleppen eines auf Rufen gleitenden Kohlschlittens. Er zieht die Last an einer Kette, die um seinen Leib geschlungen ist, hinter sich her. Auf der Lederkappe ein offenes (!) Licht.



Auch in den Bergwerken von Mittel- und Ost-Lothian sind die jugendlichen Kohlschlepperinnen wie Pferde angefaßt. Zum Schieben werden teilweise schon Vier- und Fünfjährige verwendet.

Durch die geringe Stollenhöhe hatten viele Kinder keine Haare mehr auf dem Kopfe. Bei starker Nachfrage nach Kohle kam die Nachtarbeit dazu, die sowohl physisch als auch moralisch für die Kinder und jungen Menschen von außerordentlichem Nachteil war.

Den amtlichen Unterlagen sind außer ein paar Plänen einige Zeichnungen beigegeben, welche zu dem Thema Kinderarbeit so deutlich sprechen, daß sich jeder Kommentar erübrigt. Eine bessere Illustration der Mißstände, der unvorstellbaren körperlichen und seelischen Belastung, welche auf den Kindern lag, kann nicht gegeben werden als mit diesen Bildern aus dem Material für das Parlament.

Eine häufig den jüngsten Kindern übertragene Arbeit war das Öffnen und Schließen der Wettertüren. Die Kinder mußten, wenn die Arbeit begann, bereits in den Gruben sein und dort bleiben, bis alle übrigen Arbeiter ausgefahren waren. Sobald sich ein Bergmann oder ein Wagen näherte, mußten die Türen aufgerissen werden. Da die Sicherheit der Arbeiter von dieser Tätigkeit abhängen konnte, war diese Beschäftigung sehr wichtig; die sogenannten „Trapper“ mußten sie in völliger Finsternis und ganz allein während endlos langer Stunden ausführen. Daß selbst die Unterkommissionen, welche die Untersuchungen durchführten, von dem Elend, das sie vorfanden, tief betroffen waren, geht oft aus der Art der Schilderung hervor. Beim Bericht über die Tätigkeit eines Trappers heißt es z. B.: „Er sitzt ganz allein; niemand, dem er etwas erzählen könnte; in der Grube sind die Männer und Jungens äußerst geschäftig, als wären sie bei einer Seeschlacht. Er aber sieht dann und wann die Karren durch die Gänge rollen und den Schimmer des kleinen Lichtes, das an den Karren befestigt ist. Für ihn gibt es keinen Tag, seine Stunden verlaufen in völliger Finsternis... So schleicht Stunde um Stunde vorbei; aber was sind ihm Stunden, ihm, der in der Dunkelheit hockt, tief unter der Erde? Er weiß nichts von der auf- oder untergehenden Sonne. Schweigend und ungesehen fällt ihn zuweilen der Hunger an, dann greift er nach seiner Flasche und nach seinem Brot...“

Die meisten dieser Trapper waren — dem Bericht zufolge — äußerst furchtsam und fast stumpfsinnig. Später konnten diese Kinder Führer eines Wagenzuges oder Gehilfe eines Hauers werden. Damit stieg die Bezahlung, die aber — zum mindesten bis zum 21. Lebensjahre — sehr gering war. Der Lohn war bei den Bergleuten nicht einheitlich, sondern richtete sich nach Alter, Art der Arbeit, Fähigkeit und Arbeitsvermögen des einzelnen. In zahlreichen Revieren hatte man den Typ des Normalbergmannes geschaffen, an dem gemessen jeder Arbeiter seinen Lohn erhielt. Das Kind galt, wenn es in der Grube mit der Arbeit anfing, ein Achtel des Normalbergmannes, der Knabe von 10 bis 12 Jahren ein Viertel, der von 13 Jahren drei Achtel, der Fünfzehnjährige und das Mädchen von 16 Jahren die Hälfte, der junge Mann von 18 Jahren drei Viertel eines Normalbergmannes. Nach dieser Staffelung richtete sich der Lohn.

Daß von diesem Lohn nicht allzuviel übrigblieb, dafür sorgte das Trucksystem, das darin bestand, den Arbeitern statt des Geldes einen Teil der Lebensmittel und Waren, die sie benötigten, zu verabfolgen. Die Auszahlung fand häufig in einer Art Schenke oder in einem Warenmagazin

statt, in welchen die Arbeiter bereitwilligst jeden Kredit erbielten. Wie es dann weiterging? Victor né, Mitglied der Akademie in Paris, sagte darüber: „Haben sie einmal Vorstoß empfangen, dann sind sie verloren. Man betrügt sie, verkauft ihnen alles zu einem übermäßig hohen Preis, man plündert sie ohne Schonung und Mitleid aus, man raubt ihnen jedes Mittel, sich eines Tages aus dieser Lage zu befreien, man treibt sie zur Verzweiflung und läßt sie alle Laster ausüben. Und diejenigen, welche sie in diesen Abgrund von Elend und Verworfenheit stürzen, sind ihre Herren, ihre Meister, deren Pflicht es ist, über alle ihre Interessen mit Sorgfalt zu wachen und sie zu unterstützen!“

Daß der körperliche Zustand der Kinder bei der geschilderten Art der Arbeit nicht gut sein konnte, ist einleuchtend. Die Untersuchungen der einzelnen Kommissionen ergaben, daß die Arbeit in den Kohlengruben gewöhnlich anfangs zu bedeutender Entwicklung der Muskeln führte, was auf Kosten anderer Organe geschah. Da die Tätigkeit den Kindern nicht gestattete, aufrecht zu gehen oder zu stehen, blieben sie fast durchweg von kleinem Wuchs, hatten häufig nach außen gebogene Schenkel und nicht selten fehlverhärtete Verkrümmungen des Rückgrates und des Brustkorbes. Mit zunehmendem Alter wurden die Kinder übermäßig mager und



Enge steile Wendeltreppen verbinden die einzelnen Sohlen miteinander. Die Kohle wird hier in Körben transportiert.



In Gise und Clackmannan Shires laufen die Wagen erzwungenermaßen auf Gleisen, enthalten dafür aber auch eine größere Ladung.

verloren völlig jedes gesunde Aussehen. Bei den gewaltigen Muskelanstrengungen kam eine übermäßige Transpiration



hinzu, bedingt durch die erhöhte Temperatur in den schlecht bewetterten Gruben. Die viel zu lange Arbeitszeit führte zu schwersten Ermüdungserscheinungen derart, daß die Kinder oft unterwegs einschliefen, häufig schon auf dem Weg zum Werk, und sich auch tagsüber nicht immer wachhalten konnten. Bei einer Arbeitszeit, die täglich durchschnittlich über 12 Stunden, oft 14, 15 und sogar 16 Stunden umfaßte, kann das nicht wundernehmen und erklärt zum Teil die furchtbaren Katastrophen, die infolge der Übermüdung der Kinder vorkamen. — Im Zusammenhang mit den Wachstumshemmungen, welchen die Kinder ausgesetzt waren, stand die Tatsache, daß die Pubertät bei den meisten sehr spät eintrat.

Unter diesen völlig unzureichenden Arbeitsvoraussetzungen kam es zu zahlreichen Unglücksfällen, welche jedoch die Bergwerkseigentümer keineswegs beunruhigten. Es gibt aus dem Jahre 1838 eine Aufstellung der in einem Teil der großbritannischen Gruben umgekommenen Kinder und jungen Leute, die deutlich zeigt, was im allgemeinen die Todesursache dieser bemitleidenswerten Geschöpfe war:

Veranlassung des Todes	Unter 13 Jahren	Von 13—18 Jahren	Über 18 Jahren	Summe
Sturz in den Schacht . . . . .	13	16	31	60
Sturz, veranlaßt durch das Reißen des Seiles oder der Kette . . . . .	1	—	2	3
Sturz beim Ausfahren aus dem Schacht . . . . .	—	—	3	3
Vom Getriebe ergriffen . . . . .	3	—	3	6
Herabstürzen von Steinen in die Schächte . . . . .	1	—	3	4
Ertrinken in der Grube . . . . .	3	4	15	22
Einsturz von Steinkohlenmassen in die Gruben . . . . .	14	14	69	97
Nicht näher angegebene Unglücksfälle . . . . .	6	3	32	41
Zerschmetterung in den Gruben . . . . .	—	1	1	2
Entzündung brennbarer Gasarten . . . . .	13	18	49	80
Erstickung durch schädliche Dämpfe . . . . .	—	2	6	8
Pulverexplosionen . . . . .	—	1	3	4
Wagen, Schlitzen oder deren Pferde . . . . .	4	5	12	21
	58	64	229	351

Diese 351 Kinder und Halbwüchsigen sind bei weitem nicht die Gesamtzahl aller gewaltsamen Todesfälle in den englischen Gruben in einem einzigen Jahr! Die Untersuchungskommission stellte fest, daß z. B. die Totenbeschauer von Wales in der Anzeige solcher Unfälle sehr nachlässig waren, und daß sich in Schottland kein einziger Justizbeamter um derlei Angelegenheiten kümmerte. Es gab Gruben genug, in denen man die allergewöhnlichsten Vorsichtsmaßnahmen außer acht ließ und Ausgaben für die Sicherheit der Beschäftigten grundsätzlich nicht gemacht wurden.

In den Revieren von Lancashire und Yorkshire kamen, wie festgestellt wurde, furchtbare Unglücksfälle vor allein aus dem Grund, weil die Arbeiter mit Hilfe von Seilen ein- und ausfahren mußten, die nicht fest genug waren. In Derbyshire übertrug man Kindern die Aufsicht über die Maschinen, mit deren Hilfe die Ein- und Ausfahrt bewerkstelligt wurde!

Um zu der Frage Stellung zu nehmen, wie alt eigentlich Kinder sein sollten, wenn sie mit der Arbeit in der Grube beginnen, wurde von jeder Unterkommission eine Anzahl von Leuten um ihre Meinung befragt. Vor allem wandte man sich an die Unternehmer, Grundbesitzer und Eigentümer. Aus den vielen Antworten eine kleine Auswahl: Der ehrenwerte Mister Appleyby hielt 6 Jahre für angemessen, Mr. Redhead 6 bis 7 Jahre; Crossfield glaubte, daß sie nicht älter sein sollten als 9 Jahre, Richard Hare hielt 10 Jahre für ausreichend, James Carroll plädierte für 12 Jahre, Owen Evans für 13 bis 14; es fanden sich sogar einige unter

den vielen Befragten, die erklärten, daß erst Fünfzehnjährige zur Arbeit in den Bergwerken zugelassen werden sollen!

Zum Vergleich mit den tatsächlichen Verhältnissen folge aus der Fülle der Angaben eine Aufstellung, welche aus einem Betrieb in Hetton (Süd-Durham) stammt. Es waren beschäftigt Kinder bzw. Jugendliche im Alter von

6 bis 7 Jahren =	4,
7 bis 8 Jahren =	12,
8 bis 9 Jahren =	50,
9 bis 10 Jahren =	69,
10 bis 11 Jahren =	53,
11 bis 12 Jahren =	25,
12 bis 13 Jahren =	16,
13 bis 14 Jahren =	4,

insgesamt 233.

davon 135 unter 10 Jahren und 98 von 10 bis 14 Jahren.

Der Schluß des Untersuchungsberichtes behandelt dann noch die Arbeit in den Eisen-, Zinn-, Kupfer-, Zink- und Bleiminen. Hier waren nicht so viele Kinder beschäftigt wie im Steinkohlenbergbau, weil die Arbeit mit den schweren Erzen noch mühevoller und anstrengender war. Zum Teil war die Luft in diesen Gruben wesentlich schlechter als in den Kohlengruben, die Arbeit daher noch ungesunder. Die bereits erwähnten Schäden trafen im Erzbergbau deshalb auch noch intensiver auf.

Ein einziges Plus konnte bei den Erzbergwerken festgestellt werden: es wurden in den Gruben und bei den Ofen fast durchweg keine Mädchen beschäftigt. Dafür wurden von den Knaben vielfach Leistungen verlangt, die ihre Kräfte weit überstiegen und sie in wenigen Jahren zugrunde richteten. In manchem Revier herrschte ein von oben herunter gewünschtes Antreiber-system, das diesen Kindern zum frühen Verderben wurde.

Daß auch über Lage bei der Erzaufbereitung Kinder beschäftigt wurden, kann nach allem nicht wundernehmen. In Cornwall waren es sehr viele, in anderen Distrikten weniger. Beim Kupferschmelzen in Wales waren die jüngsten „Arbeiter“ 9 Jahre alt, und zwar Knaben und Mädchen. Die bei den Schmelzöfen tätigen Kinder arbeiteten alle zwei Tage, mit Ausnahme des Sonntags, 24 Stunden hintereinander, zuweilen 36 Stunden, und in Südwales — wenn die Nachtarbeit den Sonntag mit einschloß — sogar 48 Stunden!

Welche verbrecherische Gleichgültigkeit, welche unmenschliche Grausamkeit enthält dieser Bericht aus dem Bergbau Großbritanniens! Die Angaben sind jederzeit überprüfbar, da es sich ja um amtliches Material handelt, das als englische Parlamentsakte veröffentlicht ist, zusammengestellt von einer Kommission, deren Sekretär Joseph Fletcher war, und der die Mitglieder des Parlaments Thomas Locke, Thomas Southwood, Smith, Leonhardt Horner und Robert John Saunders angehörten.

Man darf dabei nicht vergessen, daß durch die schnelle Entwicklung der englischen Industrie seit Anfang des 19. Jahrhunderts eine ständige Steigerung der Produktion, eine immer mehr sich vergrößernde Ausweitung des Absatzes vorhanden war, die reichlichen Gewinn abwarf. Es waren also nicht Notzeiten, mit denen man sich etwa hätte entschuldigen können, sondern es waren Zeiten bester Konjunktur! Mittel für Sicherheitseinrichtungen und bessere Arbeitsbedingungen für die Belegschaft wären reichlich vorhanden gewesen; selbst diese Scheinentschuldigung fällt also fort. Es fehlte lediglich am aller selbstverständlichsten Gefühl der Verantwortung für den ärmeren und schwächeren Mitmenschen!

Es ist ein trauriges Kapitel, das damals vor rund hundert Jahren durch die „Regierung Ihrer Majestät“ aufgeschlagen werden mußte, ein Kapitel, das auch heute noch eine flammende Anklage ist.



# Der arme Fellah.

Alltag  
im Bannkreis  
der Pyramiden.

Text und Bilder

von

G. Pommeranz-Liedtke.

Am ewigen Nil.

Nirgends in der Entwicklung des Erdballs hat ein Fluß ununterbrochen durch Jahrtausende eine kulturell und wirtschaftlich so überragende Rolle gespielt wie der Nil, der „Schöpfer Ägyptens“. — Das Wasser des Nils ist jedem Ägypter heilig.

Auf dem nebenstehenden Bild: Nilbarken mit Hakenkreuzen, die hier allerdings keine symbolische Bedeutung haben, sondern nur zur Kennzeichnung dienen. Im Vordergrunde waschende Frauen.



Ägypten beherbergt Wunder und Merkwürdigkeiten in einem Ausmaß, wie es auf der Erde fast ohne Beispiel ist. So viel der Wüsten sand vom Glanz altägyptischen Lebens auf den ungeheuren Trümmerfeldern des Landes schon zudeckte — noch erheben sich vor Jahrtausenden die gigantischen Denkmäler der Vergangenheit, die fünftausendjährigen Pyramiden, die Tempel von Theben und Memphis, Luxor, Karnak und Abu Simbel in erhabener Größe. Noch ruht im Sande Ägyptens der ungeheure Löwenleib der Sphinx mit dem unergündlichen Lächeln um den stummen Mund ihres steinernen Menschenantlitzes . . .

Ergriffen von diesen Sinnbildern der Ewigkeit, wie sie die Pyramiden darstellen, ergriffen von der Wucht der Tempel und Kolosse im Schatten rauschender Palmenkronen, überläßt sich der Betrachter gern einer traumhaften Vergangenheit, um die sich die Gegenwart nur wie ein farbiger Rahmen fügt.

IX/19

Allzu leicht vergiftet er bei n Anblick von so viel sonnenüberfluteter Museumschönheit, sich der Sorgen der Lebenden zuzuwenden und seine Aufmerksamkeit dem Volk zu schenken, das inmitten dieser Ruinen, Gräber und Trümmer lebt.

Dies Volk ist so alt wie die Werke, in deren Bannkreis es lebt. In einer uns unbekanntem Zeit von Osten her in das Niltal eingewandert, sind die Fellachen die älteste Rasse Ägyptens, die sich trotz wiederholter späterer Beimischungen immer ihren Typus erhalten hat. Heute wie einst bilden sie als Landbevölkerung den Kern des Volkes. Der Geist und der Stolz seiner Vorfahren aber sind durch Unglück und die Demütigung tausendjähriger Sklavendienste längst verlorengegangen. Der arme Fellah der Gegenwart, der sein Schicksal mit fügsamem Gleichmut zu tragen gewohnt ist, hat wenig mehr gemein mit den tatenfrohen, kämpferischen und hochkultivierten Männern derselben Rasse in einer langvollen, fernem Vergangenheit.

175





Die unausgesetzte, regelmäßige Bewässerung der Felder ist die Hauptarbeit des ägyptischen Bauern.

Das gesamte fruchtbare Land ist von einem weitverzweigten Kanalsystem durchzogen, aus dem ununterbrochen das für die Felder benötigte Wasser geschöpft wird.

Hart lebt der Fellah unter einer erbarmungslosen Sonne. Seine Tagesfron endet niemals, und sie ändert sich auch nicht. In Europa bringt der Winter doch eine gewisse Ruhe für die ländliche Arbeit, und die Jahreszeiten wechseln. Die Früchte des Bodens sind verschieden, und jede erfordert andere Bearbeitung. Von alledem weiß der Fellah im Niltal so gut wie nichts. Er arbeitet das ganze Jahr hindurch und feiert nur an den hohen Festen — das sind etwa zehn Tage im Jahr —; denn der Koran verpflichtet ihn nicht zur Sonntagruhe. Die Sonne scheint täglich mindestens zwölf Stunden, im Hochsommer fünfzehn Stunden. Der Fellah verbringt diese Zeit auf den Feldern und bleibt oft auch die Nacht dort. Er arbeitet ohne Fuß- und Kopfbedeckung. Für die Arbeit, die ganz und gar Körperarbeit ist, gebraucht er vor allem die Hände und nur als Ergänzung einige einfache Ackergeräte. Für hundert verschiedene Zwecke bedient er sich seiner „Fas“, einer einfachen Hacke. Auch sein Pflug ist eher ein Handwerkzeug als eine Maschine. Er ist räderlos und besteht aus einem einzigen angespitzten Pflugsturz, auf den sich der Bauer mit aller Kraft

ste nmt, um ihn in die Erde zu drücken, wenn er dem Gang der vorgespannten Leere folgt. Als Zugtiere dienen zwei Büffelkühe oder die Büffelkuh und der Esel des kleinen Besitzers oder sogar ein Kamel und eine Büffelkuh.

Wenn der Boden bearbeitet ist, muß der Fellah ihn bewässern und düngen. Er wartet nicht müßig und besorgt auf das Naß des Himmels, denn das Wasser ist ganz in der Nähe, im Fluß oder Kanal. Der Nil trägt es in regelmäßigem Wechsel von Steigen und Fallen durch das Land. Aber der Fellah muß es heranholen und zum Fließen bringen. Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr beherrscht ihn ein einziger, wichtigster Gedanke: genügend Wasser zu haben für die Felder! Gerade hinreichend muß es sein, nicht zu wenig, sonst vertrocknen die Pflanzen, nicht zu viel, sonst zerstört es die mühsam gegrabenen Kanäle.

Die Bewässerung wird verschieden durchgeführt. Das Schöpfrad, von Ochsen angetrieben, knarrt tausendfach nilauf und nilab, und seine hellen, melancholischen Töne erhöhen nur die schwermütige Stille des klanglosen Landes. Vielfach be-



### Fellachen am „Schaduf“, dem ägyptischen Ziehbrunnen.

Tag für Tag, Monat für Monat müssen die Fellachen das Wasser in die höhergelegenen Kanäle schöpfen. Niemals dürfen sie mit der Arbeit aussetzen, wenn ihre Felder nicht vertrocknen sollen. Diese Arbeit des Wasserschöpfens ist so anstrengend, daß sie auch die kräftigsten Männer nicht länger als drei Stunden aushalten und dann abgelöst werden müssen.

nutzen die Männer auch allein die Kraft ihrer Arme, um das Wasser auf die höher gelegenen Felder zu heben. In diesen Uferböschungen sind überall „Schadufs“, eine Art von Ziehbrunnen, eingebaut, die sie bedienen. Aber diese Arbeit, die mit mechanischer Gleichmäßigkeit vor sich geht, ist so anstrengend, daß sie selbst die kräftigsten Männer nicht länger als drei Stunden hintereinander aushalten. Sie arbeiten daher schichtweise. Innerhalb von zwölf Stunden können so ungefähr zweihundert Kubikmeter Wasser gehoben werden, die etwas mehr als ein halbes Hektar bewässern. Das Ergebnis entspricht keineswegs der Kraftaufwendung, aber keine Maschine ist weniger kostspielig. Sie wird deswegen ebenso lange bestehen bleiben wie die Armut des Fellachen, der in unaufhörlichem Kampf mit der Trockenheit keine Stunde mit Schöpfen aussetzen darf. An dem Tage, wo er die Bewässerung vernachlässigt und die Ziehbrunnen und die Wasserläufer Ägyptens stillstehen, hat der Sand gesiegt.

Die Macht der Wüstenlandschaft, durch die sich der Nil — an deren Größe gemessen — nur als schmales Band hin-

durchwindet, beherrscht das ganze Dasein des Fellachen und zwingt ihn, sich ihren Bedingungen unterzuordnen oder zugrunde zu gehen. „Ägypten ist ein Geschenk des Nils“, bekannte schon Herodot, und niemand weiß dies besser als der arme Fellach. Das Wasser des Nils ist ihm heilig. Zu Ehren des Nils feiert er, wenn das Steigen des Wassers beginnt, sein größtes Fest, und zwar heute noch genau so, wie er es zur Zeit der Pharaonen tat. Nur brachte das Volk an Stelle der Strohuppe dem ewigen Strom ein junges Mädchen, das bei der Feier lebendig verbrannt wurde, zum Opfer. Ihre Asche streute man in den Strom, um ihn gnädig zu stimmen.

Die Ehrfurcht vor dem Wasser des Nils ist bei dem Fellachen auch heute noch so groß, daß er selbst das Trinkwasser nicht filtriert, um es nicht seiner Lebenskraft zu berauben. Er hat kein Miststrai gegen das Wasser, „das gut ist wie der Nil, aus dem es kommt“. Mit dem Steigen des Nils verbindet er den Gedanken der Fruchtbarkeit der Frauen und der Gesundheit der Männer. Ehen werden vorzugsweise in dieser Zeit geschlossen. Wenn ein Kind schwächlich oder krank ist, trägt







Ein Fellah pflügt.

Man kann sagen, daß alle Felder Ägyptens „mit der Hand“ bearbeitet werden, auch wenn der Fellah einen Pflug benutzt, denn der ägyptische Pflug ist ein sehr primitives Handwerkszeug, und das Pflügen mit ihm erfordert eine gewaltige Körperanstrengung.

die Mutter es an den Nil und läßt es Kuchen oder Datteln in die fruchtbare Flut werfen, während es immer wieder sagen muß: „Sib, o Nil, daß meine Kraft zunimmt wie deine Tiefe!“ Bevor ein sterbender Fellah seinen letzten Atemzug tut, läßt man ihn einen letzten Schluck lebendiges Wasser trinken. So hat der Nil teil an allen Schicksalen des Lebens und des Todes, die das Volk an seinen Ufern ereilen.

Seit Jahrhunderten, ja — Jahrtausenden, haben die Fellachen ein Leben von erbarmungsloser Härte führen müssen. Nachdem die Kraft der Pharaonengeschlechter einmal gebrochen war, wurde das Land am Nil immer wieder von fremden Eroberern heimgesucht, bis von Reichtum und Schätzen nichts mehr zu finden war und allein die verarmten Menschen blieben, die zu Sklaven herabgedrückt wurden. Wer in Syrien, Arabien und am Euphrat gebot — assyrische und persische Großkönige, Alexander der Große und die Selenkiden, Römer, Byzantiner, die arabischen wie die osmanischen Vertreter des Islams: alle haben sie in Ägypten die gebotene Ergänzung ihrer asiatischen Weltreiche gesehen. Nach jeder Eroberungswelle gestaltete sich das Schicksal des alten Landes und Volkes am unteren Nil immer übler. Von jedem neuen „Befreier“ wurden die Fellachen nur noch mehr ausgepreßt als von dem früheren Herrn. So waren Jahrhunderte ägyptischer Geschichte gekennzeichnet durch fast ununterbrochene Kämpfe, Wirren und Verarmung, Zerrüttung und Verwahrlosung. Die arabischen Kalifen, die Mamelukensultane und die „Hohe Pforte“ in Stambul hatten nur ein Interesse an möglichst hohen Steuergeldern, die sie durch ihre Statthalter in Ägypten eintreiben ließen und die nicht dem Lande zugute kamen, sondern den kleinasiatischen Despoten. Diese brutal ausaugende Fremdherrschaft vergangener Jahrhunderte wird am Nil heute durch England in gleicher Weise fortgesetzt. Wenn England in Ägypten solche Wunderwerke der Technik, wie den

riesigen Staudamm von Assuan, errichtet und durch eine zielbewußte Wasserplanwirtschaft ganze Wüstenstriche in fruchtbares Land verwandelt hat, so tat es das nur deshalb, um die Ausnutzungsmöglichkeiten des Landes im eigensten Interesse zu steigern. Das Wohl der Fellachen hat England nie am Herzen gelegen. Der Ausspruch eines arabischen Schriftstellers aus dem 15. Jahrhundert, der damals schrieb: „An den Ufern des Nils wohnt ein verachtetes Volk, das mit Ausdauer und Kraft seinen Boden bebaut für andere . . .“, hat heute noch seine Gültigkeit. Auch der Engländer betrachtet den Fellah als niederes Wesen, dem er jede Achtung versagt.

An den Ufern des Nils liegt der Treffpunkt dreier Kontinente, eine der strategischen Hauptstellen, für das britische Empire von lebenswichtiger Bedeutung. Napoleon erkannte dies, als er 1798 in Kairo als Sieger eingezogen war und an das Direktorium nach Paris schrieb: „Diejenige europäische Macht, die Herrin Ägyptens ist, ist auf die Dauer auch die Herrin Indiens!“ Damit sprach er aus, was später zum Beweggrund für die Engländer wurde, ihre Alleinherrschaft mit zielbewußter Zähigkeit über Ägypten zu errichten. Sie erreichten, was sie wollten. Ihr Druck auf Ägypten ist heute stärker denn je. Aber auch die Gegenkräfte schließen sich in immer stärkerer Einheit zusammen. Die Fellachen sind nicht mehr die Bauern von einst, die sich dumpf in ihr Schicksal fügen; auch ihre Masse ist heute von der ägyptischen Freiheitsbewegung mobilisiert. Das erwachte Selbstgefühl der Fellachen empört sich. Sie haben keine Lust mehr, nur für England zu schuften und zu sterben. Auch die Fellachen gehören zu den zweihundert Millionen Mohammedanern, deren Fatalismus sich morgen schon in einen glühenden, gewalttätigen Fanatismus wandeln kann, der den Millionen die grüne Fahne des Propheten in die Hand drückt, um die Zwingburgen Englands zu stürmen . . .



Masurischer  
Knüpsteppich 1746.  
Besitzer: Preuss. Museum,  
Königsberg.

## Bäuerliche Hochzeits- teppiche.

Von

Prof. Dr. Konrad Hahn.



Seit wenigen Jahrzehnten erst befaßt sich die wissenschaftliche Forschung mit dem reichen und bunten Gebiet der „Volkskunst“. Bis in die neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beherrschten die Meisterwerke der sogenannten hohen Kunst und des Kunsthandwerks unumschränkt die Kunst- und Kulturgeschichte Europas, und bis in die letzten Jahre hinein war es nicht möglich, an einer deutschen Hochschule systematisch etwas über das Gebiet der deutschen Volkskunst zu hören.

Zwar setzte bereits vor etwa hundert Jahren, in der Zeit der Romantik, eine starke Bewegung zur Erfassung und Erforschung heimatischer Überlieferungen ein. In der Zeit der Brüder Grimm und des Freiherrn vom Stein, während politisch die deutsche Einheitsbewegung erwuchs, erstarkte die wichtigste geistige Grundlage zur Einigung Deutschlands: die Besinnung auf die vaterländische Geschichte und Kultur. Die Brüder Grimm schufen den gewaltigen Bau der deutschen Sprachwissenschaft, der Germanistik. Auf Veranlassung des Freiherrn vom Stein wurden alle schriftlichen Dokumente deutscher Geschichte und Kultur gesammelt und deutsche Geschichts- und Altertumsvereine gegründet; Volkslied, Volksmärchen, Volksfabel, Volksgeschichte wurden die großen Themen der nationalen Besinnung, die nicht an Deutschlands Grenzen haltmachten, sondern die germanische Welt als

und Lebensgeschichte erkannte und erforschte. Soviel aber auch das neunzehnte Jahrhundert aus dieser Erneuerung an Sammelgut und Forschungstoff erschloß, die heimatische Handwerkskultur und die Volkskunst blieben dabei so gut wie außer acht, denn die Entdeckung der deutschen Kunst der Frühzeit, der Gotik und der folgenden Stilepochen war so überwältigend, daß alles andere dahinter verschwand.

Erst der Verfall der bäuerlichen Kultur, des Hausbaus und der Handwerkskunst auf dem Lande öffnete den Menschen des germanischen Kulturkreises die Augen für diesen ungehobenen Schatz. Es war Schweden, das durch Arthur Hazelius zum erstenmal auf einer Weltausstellung in Paris 1876 bäuerliche Volkskunst mit einem gewaltigen Erfolg zur Darstellung brachte. Überall begann nun, meist auf dem Wege über das Heimatmuseum, ein Sammeln der Überlieferungen der heimatischen Kultur. Nach dem Beispiel des Nordischen Museums in Stockholm entstanden, wie in anderen Staaten, auch in Deutschland volkskundliche Museen, und das neue wissenschaftliche Forschungsgebiet der Volkskunde, dessen Ursprung in Deutschland liegt, begann sich der volkstümlichen Kultur anzunehmen. Bald wurde das Bild des Bauern als des eigentlichen Trägers der Volkskunst und der ländlichen Handwerkskultur immer deutlicher, und zugleich mit dem Bedauern über den Untergang dieser ehrwürdigen





Knüpsteppich mit geometrischem Muster  
aus dem Jahre 1791.

Webster: Feuerzorn.

und jahrtausendeckten bauerlichen Welt erwarb die Einsicht, welche ungeheure Werte sie für jede völkische Entwicklung in sich birgt. Hier boten sich Erkenntnisse für die Grundlagen von Arbeit, Wirtschaft, Gesittung und Besinnung, hier zeigte sich ein altes, sorgfältig durchdachtes und geübtes Brauchtum, und die Erforschung dieser bauerlichen Gemeinschaftskultur ermöglichte die wertvollsten Rückschlüsse auf unser deutsches Ahnenerbe.

Gerade weil im Bauerntum, in der Dorf- und Hofgemeinschaft so viel Zweckmäßigkeit, Sinn für die Erhaltung der Familieneinheit und Würde zusammenwirken, geben die Erzeugnisse der bauerlichen Volkskunst nach vielen Richtungen hin Aufschluß; und hierbei sind es wieder diejenigen Gegenstände, die festlichen Charakter haben und also über lange Zeitspannen dem Jahresbrauch oder dem Lebensbrauch dienen, die der bauerlichen Gedankenwelt den greifbarsten und deutbarsten Ausdruck verleihen.

In erster Linie ist hierbei alles das aufschlußreich, was zum Hochzeitsgebrauch gehört. Man muß sich vergegenwärtigen, daß auf dem Lande etwa noch um 1800 jeder Bauernhof eine gewisse Autarkie erstrebte und geldlos seinen Hauptbedarf an Gütern zu beschaffen suchte. Hierzu gehörte eine Beherrschung von vielerlei Handwerkszweigen, die verteilt waren auf männliche und weibliche Arbeit. Während der Werkstoff des Mannes überwiegend das Holz ist und Beil und Messer das Hauptwerkzeug, mit welchem, vom Haus bis zum Holzlöffel,

Wohnung und Gerät hergestellt wurden, ist der Bereich der Frauen neben den rein wirtschaftlichen Aufgaben das textile Handwerk und seine Werkstoffe: Flachs und Wolle. Während der Mann die rein zweckmäßigen Dinge, den Bedarf für die Wirtschaft, herstellte, bis auf wenige geschnitzte oder bemalte Gegenstände, hat die Frau die Aufgabe, das herzustellen, was neben dem Bedarfszweck auch schmückenden Charakter hat, also Stoffe aller Art, Gewebe, vom einfachen Laken bis zum Kleiderstoff und Stuhlklissen und zu der schön bestickten oder gemusterten Tisch- und Bettdecke.

Wenn man die Erzeugnisse der bauerlichen Weberei einmal in großem Umfange ausstellen würde, entstünde ein geradezu überwältigendes Bild handwerklichen und künstlerischen Könnens vor unseren Augen, und wir würden zu gleicher Zeit erkennen, daß diese Webekultur uralte sein muß, denn wir können dieselbe Musterung und dieselbe Anwendung in verschiedenen Landschaften bis über weite Jahrhunderte zurückverfolgen.

Wie im germanischen Gebiet von jeher die Frau eine dem Manne gleichberechtigte, ja oft überragende Stellung in der Hausgemeinschaft innehatte, so ist sie auch die wirkliche Trägerin von Geschmack und Besittung. Infolgedessen kann man sagen, daß die weibliche Handwerkskultur und ihre Ideenwelt die gesamte bauerliche Volkskunst beherrscht oder entscheidend beeinflusst. Selbst wenn man die Möbelmalerei betrachtet, erkennt man, daß hier die textile Ornamentik immer wieder zum Ausdruck kommt. Besonders aber in dem Hochzeitsgut ist das klar erkennbar. Auf Möbeln, Geräten und Geweben ist fast ausschließlich der Name der Frau zu finden, ganz selten der des Mannes. Von jeher hat die Braut und nicht der Bräutigam den Hochzeitswagen zu stellen, der die Hochzeitsausstattung ins neue Heim bringt. Mit diesen Gegenständen verbinden sich nicht nur ästhetische oder handwerklich-technische Werte, sondern auch Glaubens- und Rechtswerte. Dies möge an dem Beispiel der bauerlichen Hochzeitssteppiche erläutert werden, die in früheren Jahrhunderten wohl noch allgemein waren und in Skandinavien beispielsweise noch lange Zeit im Gebrauch blieben. In Deutschland hatten sie anscheinend in Ostpreußen eine letzte Blüte aufzuweisen.

Vor einigen Jahrzehnten fielen auf internationalen Ausstellungen die bunten skandinavischen Knüpsteppiche auf. Sie waren von einer besonderen Farbschönheit und ganz abweichend von den orientalischen Knüpsteppichen. Sie waren bauerliche Erzeugnisse, hauptsächlich aus Schweden und Finnland, und erregten durch die Tatsache, daß sie im sogenannten Smyrnaer Knoten geknüpft waren, Aufsehen. Den Untersuchungen skandinavischer Forscher gelang es, festzustellen, daß dieser nordische Teppich, Rya genannt (vom altnordischen ruh = rauh, pelzartig), schon seit dem Mittelalter in Skandinavien nachweisbar und diese Teppiche Erzeugnisse einer alten nordischen Handwerkskultur waren. Die Rya wurde verwendet als Schlitten-, Wagen- oder Bootsdecke, aber überwiegend als Schlafdecke. Sie war also kein Fußteppich, sondern eine Gebrauchsdecke, die auch ein Pelzersatz war und die darum locker und fransig gewebt und geknüpft wurde. Sie hatte gegenüber Pelzwerk den Vorteil, waschbar zu sein und von Seewasser nicht angegriffen zu werden. Mit der Zeit kamen in Skandinavien Hunderte und Tausende solcher Teppiche an die Öffentlichkeit, so daß sich das Bild einer skandinavischen bodenständigen Knüpsteppichkultur, die unabhängig vom Orient war, verdeutlichte. Eine besondere Rolle spielte dabei die Brautrya, die das Bauernmädchen als Hochzeitsbettdecke in die Ehe mitbrachte, die sie meist selbst herstellte und mit ihren Initialen und der Ziffer des Hochzeitsjahres versah. Die Ornamentik, die durch die bunten pflanzengefärbten Knüpfäden entstand, zeigt die allgemeinen Sinnbilder und Motive der nordischen Bauernkunst. Diese Textilkunst schien jedoch auf ganz Skandinavien beschränkt zu sein, bis vor etwa dreißig Jahren ähnliche Stücke sich im südlichen Ostpreußen fanden. Sie wurden von einigen Sammlern bei Bauern aufgekauft in der Meinung, es handle sich um Ausläufer tata-



rischer Knüpfsteppichkunst. Es verbreitete sich rasch die Legende, beim Tatareneinfall 1656, während des schwedisch-polnischen Krieges, seien masurische Einwohner nach Südrussland verschleppt worden und hätten nach ihrer Rückkehr die dort erlernte Teppichknüpfkunst in Masuren eingeführt.

Als ich vor etwa fünfzehn Jahren einige „tatarische“ Teppiche sah, erkannte ich auf Grund meiner Kenntnisse der skandinavischen Rya, daß es sich nicht um tatarische Erzeugnisse handeln könne, und in der Vermutung, hier auf deutschem Boden ein Erbe der alten nordischen Webekultur festzustellen, die sich in der Volkskunst der Bauernvölker des Ostseegebietes bis in die Gegenwart erhalten hat, versuchte ich die noch vorhandenen Knüpfsteppiche zu erfassen.

Schon schriftliche Überlieferungen wiesen darauf hin, daß in Ostpreußen seit dem Mittelalter eine reiche Webekultur in verschiedensten Techniken vorhanden war. Die volkstümliche Bezeichnung dieser ryaähnlichen Decke, die in Ostpreußen „Koge“ heißt, wies gleichfalls darauf hin, daß ein früher über ganz Deutschland verbreiteter Sprachbegriff („Koge“ = rauhes, wolliges Gewebe) hier seine letzte Zuflucht gefunden hatte, was übrigens auch aus der Behandlung des Wortes im Grimmschen Wörterbuch erkennbar ist. Die Koge war ein Stück Stoffzeug, das man als Decke verwendete, weich, friesartig oder rauh, oder sie war ein lodenartiger Mantel. Auch eine Untersuchung der Vermisstenlisten nach dem Tatareneinfall ergab, daß sich unter den Verschleppten aus dem Kirchspiel Nikolaiken eine „Teppichmachersche“ befand. Es ist also hier eine Ostpreußerin, die das Teppichmachen berufsmäßig ausübte, in die Tatarei verschleppt worden. Eine jahrelang durchgeführte Bestandsaufnahme ergab, daß hier, im alten Gaugebiet Sudauen, im südlichen Ostpreußen, nicht nur Knüpfsteppiche vorkamen, sondern auch Wirkteppiche und sogenannte Doppelgewebe. Alle drei Arten aber, technisch voneinander ganz verschieden, waren für den Hochzeitsbrauch bestimmte Stücke. Es waren sowohl Hochzeitsbettdecken als auch Hochzeitstischdecken.

Die Größe der Knüpfsteppiche entspricht im allgemeinen der einer großen Bettdecke; es gibt aber auch größere Formate, aus denen hervorgeht, daß diese Stücke zum Gebrauch für mehrere Personen oder auch als Schlitten- und Wagendecken bestimmt waren.

Die Färbung bildet das lebendigste Element des Teppichbildes. Durch das von oben nach unten an den Knüpfäden herabfließende Licht entsteht ein die Musterung bindender weicher Schimmer, der seine Grundlage in den vielfachen Tönen erhält, die innerhalb einer Farbe entstehen. Noch heute sind diese vielfach zweihundertjährigen Teppiche von einer erstaunlichen Farbfrische. Die Dauerhaftigkeit der Farbe und ihre Strahlungsfähigkeit beruhen auf den alten Pflanzenfarben, die auf Grund alter Überlieferung von den Frauen hergestellt wurden. Die benutzten Farbpflanzen sind außerordentlich zahlreich. So erzeugte man z. B. Gelb aus Birkenblättern, Färberrau, Färbeginster, Heidekraut, Knöterich, Kamille, Korbkraut, Porst, Kreuzdorn, Apfelbaumrinde, Faulbaumrinde, Schachtelhalm, Berberitze, Rainfaru, Erlenblättern, Lorbeerweide, Zwiebelschalen, Schilfblüten, Lärchennadeln, Tannenzapfen, Fichtenbärten, Aistlechten, Schlüsselflechte und Isländischem Moos.

Die Ornamentik der Knüpfsteppiche ist bei den üblichen Gebrauchsstücken oft sehr einfach, schachbrettartig oder anderen Musterungen entsprechend, die meist aus den Webebindungen abgeleitet sind. Die Hochzeitsteppiche aber als festliche Stücke zeigen eine reiche und konventionelle Musterung. Sie besteht fast immer aus den Initialen der Braut, dem Hochzeitsjahr, den Darstellungen der Braut, oft auch des Bräutigams, und vielen Abwandlungen der Sinnbilder bäuerlicher Volkskunst, insbesondere des Lebensbaumes. Manche ostpreussische Teppiche zeigen eine überaus reiche Phantasie und Darstellungsfreude, die aber immer im Bereich des bäuerlichen Lebens und Wirkens bleibt.

Es ist anzunehmen, daß die harten und steifen Wirk-



Lichtbild: Staatl. Museum für deutsche Volkskunde, Berlin.  
Hochzeitsteppich aus dem Jahre 1781.  
Besitzer: Jäger, Augsburg.

teppiche nur als Zierdecken, nicht aber als Schlafdecken, wie die weichen Knüpfsteppiche, verwendet wurden. Da die Knüpf- und Wirkteppiche oft in sehr großer Breite, etwa 160 Zentimeter, hergestellt sind, drängte sich bei der Suche nach dem Webgerät der Eindruck auf, daß hierfür noch der alte Hochwebstuhl benutzt wurde, der schon etwa seit dreihundert Jahren aus Deutschland verschwunden zu sein schien. Auch Aussagen alter Leute schienen dies zu bestätigen.

Der dritte Typ der ostpreussischen Bauernsteppiche, die sogenannten Doppelgewebe, sind technisch viel schwieriger herzustellen und weichen durch ihr längliches Format von den Formen der Knüpf- und Wirkteppiche auffallend ab. Auch die Doppelgewebe sind, wie die Wirkteppiche, reines Gewebe, vorwiegend zweifarbige Decken, die meist aus zwei aneinandergesetzten Längsbahnen bestehen. Die Breite der einzelnen Längsbahnen entspricht der Breite des einreihigen vierschrägigen Trittwahlstuhls. Die Doppelgewebe sind ihrer Art nach Schwebwerke. Sie sind stets zweifarbig, hell und dunkel, dieselbe Musterung erscheint also etwa auf der Vorderseite blau, auf der Rückseite weiß. Auch die Doppelgewebetchnik setzt sich, wie die Knüpf- und Wirktechnik, von Ostpreußen aus über Grenzland und Schweden bis nach Norwegen fort. Während die Knüpfsteppiche der Überlieferung nach als Schlafdecken oder als Bettdecken zum Schmuck des Bettes hergestellt und benutzt wurden, weist das längliche Format der meisten Doppelgewebe auf eine andere Bestimmung hin. Sie können Wagen- und Schlittendecken gewesen sein, wehrschonlicher aber noch Tischdecken, denn sie



passen ganz genau auf die im masurischen Gebiet üblichen schmalen Bauertische. Daß sie aber Hochzeitsdecken sind, geht noch viel stärker als bei den Knüpsteppichen aus der Musterung hervor, denn überwiegend ist auf ihnen der Hochzeitstanz dargestellt. Dieser Tanz hatte ja in seiner altbäuerlichen Form in Deutschland und in den germanischen Ländern eine durchaus zeremonielle Bedeutung. Die Belege darüber stimmen darin überein, daß der Hochzeitstanz ein festlicher Ausdruck der Einbindung der Braut und des Brautpaares in die Sippegemeinschaft war und in überlieferten festen Formen vor sich ging. Die Darstellung auf den Doppelgeweben zeigt immer wieder das Hochzeitspaar mit den Brautführern und dem Brautgeleit und also den hochzeitlichen Tanz als festlichen Höhepunkt. Nur eine tief im Volksbrauch beruhende Überlieferung kann zu einer so ausgesprochenen Schmuckgestaltung führen!

Die Ornamentik in der Bauernkunst ist kein spielerischer Zufall, sondern wohlbeachtete und gepflegte Tradition, ja diese Schmuckbilder sind meist Sinnbilder, die Glaubens- und auch Rechtsbedeutung haben. Doch im deutschen mittelalter-

stücke für Hochzeitsbett und Hochzeitsstisch, angefertigt wurden und zur Ausstattung der Hochzeit gehörten, beleuchtet die Lebenskraft alter Überlieferung im bäuerlichen Brauchtum.

lichen Ehe recht bildet die Rechtsbindung der Eheleute an Bett und Tisch immer eine Einheit. Man wird zu Bett und Tisch verbunden und von Bett und Tisch getrennt. So ist es verständlich, daß sich in dem streng überlieferten Bauernbrauch, der erst im letzten Jahrhundert gelockert wurde, mit den alten Rechtsformen des Hochzeitsbrauchs auch die Schmuckformen für Ehebett und -stisch erhalten haben. Von den Knüpsteppichen ist überliefert, daß das junge Paar darauf getraut wurde. Bei einem ostpreussischen Stück sind nachweislich mehrere Generationen auf dem Teppich getraut, gekauft und als Tote eingsegnet worden. Die Tatsache, daß in Ostpreußen, im rein bäuerlichen Masuren, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts und noch im neunzehnten Jahrhundert Hochzeitsteppiche in drei so ausgeprägten und verschiedenartigen Gewebeformen: als Knüpsteppiche, Wirk- und Doppelgewebe, als Schmuck-



Wirkteppich mit Rosen- und Lilienmuster.  
Besitzer: Museum Allenstein.



Hochzeitstanz von einem masurischen Doppelgewebe.

Abbild: Staatl. Museum für deutsche Volkskunde, Berlin.



Gefechtssturm  
eines Kriegsschiffes.

Lichtbild: Dr. W. Straube.

# Der Krieg in der Sprache.

Von

Dr. D. D. Pötkhoff.

Krieg und Frieden, in denen die Geschichte der Völker ihren stärksten Ausdruck finden, lassen diese Bedeutung auch in der Sprache der Nationen erkennen. Überall sind sie und die damit in Zusammenhang stehenden Erscheinungen durch eine besondere Fülle von Wortbildungen ausgezeichnet, deren Herleitung und engere Bedeutung mit der geistigen und geschichtlichen Entwicklung des Volkes aufs engste verknüpft ist.

Im Gegensatz zu so vielen Ausdrücken des Kriegs- und Heereswesens, die fremden Sprachen entnommen sind, ist das inhaltschwere Wort Krieg selbst völlig deutschen Stammes, hatte aber ursprünglich noch keinesfalls die heutige Bedeutung, sondern bezeichnete bis ins Mittelalter hinein nur soviel wie Anstrengung, Streben und Widerstreben. In dem noch jetzt gültigen Zeitwort „kriegen“, das heißt zu erhalten suchen oder bekommen, ist der ursprüngliche Sinn des Wortes noch deutlich zu erkennen. Erst etwa im 15. Jahrhundert wurde das Wort zur Bezeichnung der bewaffneten Wehrtätigkeit des Landes gegen äußere Feinde und erlangte damit seine heutige Bedeutung.

Das ursprüngliche Wort für den Krieg war im Althochdeutschen *urliuge*, das sich in den verschiedenen deutschen Sprachzweigen zu *orlagi*, *or ege*

und schließlich *orlog* wandelte. Des letztgenannte Wort ist bei uns jetzt nur noch im *Orlogschiff* = Kriegsschiff erhalten, dagegen ist es im Holländischen, das von allen Sprachen dem Deutschen am meisten verwandt ist, in der Form „*oorlog*“ bis heute das geltende Wort für den Krieg geblieben.

Noch ein anderes Wort des früheren Deutsch ist für die Sprachgeschichte des Krieges von Bedeutung geworden, das Wort „*verrät*“. Es bedeutete soviel wie verwirren oder verwickeln und in erweiterten Sinne sich miteinander verwirren, das heißt in Streit geraten. Aus ihm entstand



die Bildung „werra“ für Streit oder Fehde, die im weiteren Verlauf zwar nicht im Deutschen, wohl aber in mehreren fremden Sprachen von Bedeutung wurde. Im Englischen wandelte es sich zu „war“, dort bis heute das eigentliche Wort für den Krieg; es ging aber auch ins Italienische und Französische über, wo es sich unter der Wirkung des Lautwandels zu „guerra“ und „guerre“ umbildete. Das Kriegswort dieser Nationen hat also ebenfalls im Deutschen seinen Ursprung.

Ein altes Wort unserer Sprache für Streit und Krieg ist Fehde (althochdeutsch: fehida, mittelhochdeutsch: veheda), was soviel wie Feindseligkeit bezeichnete und in der Ritterzeit besonders für die Kleinkriege der Burgbesitzer untereinander üblich wurde. Jemandem den Fehdebrief schicken oder ihn Urfehde, das heißt das Ende der Fehde unter Verzicht auf alle Rachegedanken schwören lassen, waren damals häufige Redeweisen des Kriegshandwerks. Mit dem Ende des Rittertums verlor sich das Wort in unserer Sprache, doch hat es sich im Englischen in dem Worte foe = Feind oder Gegner erhalten.

Nahezu dieselbe Bedeutung wie Krieg und Fehde hat auch Kampf. Das Wort klingt gut deutsch, entstammt jedoch dem Lateinischen und ist hergeleitet von campus = Schlachtfeld, das unter erheblichem Laut- und Bedeutungswandel in die verschiedensten europäischen Sprachen übergang. Das französische „campagne“, das sowohl Feld wie Feldzug bedeutet, hat hier seine Wurzel. Die Schlacht (althochdeutsch: slachte) ist hingegen aus schlagen entstanden, womit sowohl die Tötung des Tieres wie auch die erfolgreiche Kampfhandlung bezeichnet wurde. Auch das Treffen sei noch genannt; es ist von dem gleichlautenden Zeitwort abgeleitet im Sinne von Aufeinandertreffen feindlicher Heerhaufen und wurde im späteren Mittelalter das meistgebrauchte Wort für die Schlacht.

Auch die alten Sprachen haben unser Kriegswörterbuch beeinflusst. Das griechische Wort für den Krieg, pólemos, hat zu dem auch heute noch gebräuchlichen Fremdwort Polemik geführt, das aber viel weniger für die Auseinandersetzungen mit Waffengewalt, als vielmehr für die friedlichen, wenn auch oft recht temperamentvollen Streitigkeiten der Gelehrten oder der Politiker üblich geworden ist; bemerkenswerterweise wurde das Wort gerade in der friedlichsten aller Wissenschaften, der Theologie, für die gerade hier sehr häufigen und allerdings oftmals sehr erregten Wort- und Geistesfehden geläufig, mit denen sich die verschiedenen religiösen Richtungen bekämpften. Größere und eigentliche kriegerische Bedeutung hat dagegen das griechische Wort strategós = Heerführer in unserem Wörterbuch erlangt; der Strategie hat davon seinen Namen und ebenso natürlich auch die Strategie, die Kunst der Heerführung im Gegensatz zur Taktik (vom griechischen taktiké), der geschickten Aufstellung der Heere für die bevorstehenden einzelnen Kampfhandlungen.

Das häufigste Wort unserer Kriegssprache, Soldat, entstammt ebenfalls dem Lateinischen, obwohl es jedem Deutschen so vertraut ist, daß er, wenn er nicht sprachkundig ist, dahinter kaum ein Fremdwort vermutet. Ihm liegt das lateinische solidus (Betonung auf der ersten Silbe) zugrunde, womit die alten Römer eine Goldmünze bezeichneten. Weil den römischen Soldaten ihre Löhnung in solchen Münzen ausgezahlt wurde, wurde das Wort gleichbedeutend mit Soldatenlohn überhaupt und ging in diesem Sinne in die Sprachen der späteren christlichen Kulturvölker über. Im Italienischen wandelte sich das Wort zu soldo, der Lohnempfänger aber wurde soldato, der Befohlene, genannt. Dieses Wort wurde dann allgemein üblich für den Kriegsdienst leistenden Mann überhaupt; die Franzosen übernahmen es in der ganz ähnlichen Form „soldat“, und etwa seit Beginn des 16. Jahrhunderts wurde es auch im deutschen Heereswesen geläufig. Bis dahin hieß der Soldat bei uns Kriegsknecht oder auch Landsknecht, wobei zu bemerken ist, daß damals das Wort „Knecht“ keinesfalls die herabsetzende Bedeutung hatte, die wir wohl heute damit verbinden, sondern jeden Dienstleistenden, auch den hochgestellten, bezeichnete. Im Deutschen wurden die für Sold dienenden Kriegsknechte auch mit der verdeutschten Wortform Söldner benannt, und hiernach nennt der Engländer den Soldaten noch heute „soldier“. Der Begriff hat sich freilich seit damals wesentlich geändert; denn der Soldat von heute dient nicht des Soldes wegen, sondern auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht, und die Löhnung, die er für seine persönlichsten Bedürfnisse erhält, hat keinesfalls den Sinn einer Bezahlung. Kriegsdienst ist Ehrendienst.

Dem Lateinischen entstammt auch unser „Militär“. Die Römer nannten den Soldaten „miles“ und hiernach das gesamte Heer- und Kriegswesen „militaris“, das in lautlich nur wenig geänderter Form späterhin auch ins Französische übergang und dann vom Deutschen übernommen wurde. Auch Miliz stammt davon ab, das ursprünglich die gesamte Streitmacht bezeichnete und diese Bedeutung auch heute noch in einigen Ländern hat, bei uns aber nur noch die Bezeichnung für eine Bürgertruppe ist. Das eben genannte Wort Truppe, womit wir die Soldaten in ihrer Gesamtheit oder auch den Bestand eines Heeres bezeichnen, ist dem Französischen entlehnt, wo es „troupe“ heißt und ungefähr dieselbe Bedeutung wie bei uns hat. Das Wort wurde seit dem Dreißigjährigen Krieg bei uns geläufig und hat sich nach Laut und Schrift unserer Sprache so vollkommen angepaßt, daß es kaum noch als Fremdwort empfunden wird.

Zu ursprünglichem deutschem Wortgut kehren wir mit Heer zurück. Es lautete im ältesten Deutsch „heri“ und bezeichnete das Kriegsgefolge des Führers. „Heriman“ wurde hiernach der Krieger genannt, woraus unser Vorname Hermann entstanden ist, und „herzog“, das heißt: der vor dem Heere herzieht, hieß der fürstliche Heerführer, wonach Namen und Titel des Herzogs gebildet worden sind. Im Mittelhochdeutschen wandelte sich dann „heri“ zu „her“, um schließlich seine heutige sprachliche Form anzunehmen. Etwa seit Beginn des 17. Jahrhunderts, als die sprachliche Ausländerei in Volk und Heer allgemein wurde, wurde das gute deutsche „Heer“ durch das französische „Armee“, wenn auch nicht verdrängt, so doch sehr eingeschränkt. In der Zeit des Alten Fritz sprach man in allen deutschen Landen fast nur von Armeen, und das blieb so bis etwa zum Ende des vorigen Jahrhunderts, als man anfang, sich wieder auf das deutsche „Heer“ zu besinnen. Das genannte französische Wort selbst geht auf das lateinische arma = Waffen oder Waffenmacht zurück und hat auch heute noch seinen Platz in der deutschen Heeresprache (Armeekorps), doch tritt es hinter dem deutschen Wort jetzt mehr und mehr zurück.

Ebenfalls ein urdeutsches Wort ist auch Wehr, das gerade in der heutigen deutschen Heeresprache wieder zu erhöhter Bedeutung gelangt ist. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes war nicht eigentlich kriegerischer Art, sondern die von Schutz oder Abwehr gegen Naturgewalten; vor allem der Querdamm zum Stauen fließender Gewässer, um Überschwemmungen vorzubeugen, wurde Wehr genannt und heißt auch heute noch so. Im übertragenen Sinne wurde dann das Wort auch für die Abwehr mit der Waffe gegen Feinde üblich, wie aus den Wortbildungen Notwehr, Schutzwehr usw. ersichtlich ist. Seinen Sinn als Kampfswaffe selbst erlangte es in dem Gewehr. Die Bezeichnung Landwehr wurde zuerst von Scharnhorst im Jahre 1808 in die preussische Heeresprache eingeführt, und seitdem entwickelte sich hier das Wort zu der Bedeutung, die in Reichwehr und in Wehrmacht ausgedrückt ist. Die Front dagegen stammt sprachlich aus dem Französischen, geht jedoch auf das lateinische frons = Stirn zurück und bedeutet im Heeresinne soviel wie die Stirnseite, die dem Feinde zugekehrte Gefechtslinie des Heeres. In diesem Sinne trat das Wort vereinzelt bereits im 17. Jahrhundert in der deutschen Heeresprache auf, allgemeiner wurde es erst seit dem Deutsch-Französischen Kriege, und seine Wandlung zum vielgebrauchten Volks- und Heereswort hat es seit dem Weltkrieg erfahren, besonders auch in der ehrenden Bezeichnung Frontkämpfer für den Mann, der „draußen“ war.

Zahllose Wörter kennt die Sprache für Krieg und Kriegswesen, aber nur ein einziges für den Frieden, und das nicht nur im Deutschen, sondern in allen Sprachen. „Friede“ ist urdeutsch, lautete „fridu“ im Althochdeutschen und hängt wohl mit den Worten frei und Freund zusammen im Sinne von frei von Hader und Streit oder freundschaftlicher Wiederveröhnung. Die schöne und inhaltsreiche Bedeutung des Wortes ist in einer ganzen Anzahl deutscher Personennamen erhalten, die alle hohe volkstümliche und geschichtliche Bedeutung haben, wie in Siegfried, Winfried und dem häufigsten Namen der deutschen Geschichte, Friedrich, das heißt der Friedensreiche oder Friedensfürst. Auch Ferdinand (entstanden aus Friedenand) ist hier noch zu nennen.

In seinem Sprachschatz für Krieg und Frieden, in der Entstehung und inneren Bedeutung sowie auch in dem Laut- und Bedeutungswandel der Wörter für diese inhaltschwersten Erscheinungen im Völklerleben bekundet sich die geistige Eigenart eines Volkes in ausgeprägter Weise; gerade der deutsche Sprachschatz läßt das in zahllosen seiner Wortbildungen erkennen.





Der Pflüger.

Holzschnitt von Lothar Sperl.

## Goldene Früchte in silbernen Schalen.

### 2. „Die Deutsche Reihe“.

#### Ein Brief an den Soldaten Michael.

Lieber Freund!

Im September 1940.

Als Du bei Deinem letzten Urlaub mit mir zusammensassest, habe ich Dir den edlen Aufsatz aus der Feder Rudolf G. Bindings zeigen dürfen, den dieser über die damals fünfhundertbändige kleine Insel-Bücherei verfaßt hat. Wir sprachen davon, wie sehr sich diese Bändchen in ihrer köstlichen Handlichkeit zum Verschieken in Feldpostsendungen, wie überhaupt zum Schenken an nahestehende Menschen eignen. Du hattest gleich den Gedanken, man müsse Bindings Würdigung, die Dir in ihrer huldigenden Wärme so gut gefiel, sichtbar in Zeitschriften abdrucken, so könne unter Umständen ein Gespräch fruchtbareren Charakters über die Aufgaben der kleinen Buchreihen entstehen. Dies ist inzwischen geschehen, Michael. Ich habe Dir das Heft der Zeitschrift, die nun auch diesen meinen Brief an Dich, um das „Gespräch“ fortzusetzen, veröffentlicht, an die Front nachgeschickt.

Du weißt, daß die heute schon klassisch zu rühmende Insel-Bücherei eine Anzahl anderer Verlage zu ähnlichen Sammlungen angeregt hat. Ich

\* Vgl. den im „Welt“ Heft Nr. 7/8, 1940 erschienenen Aufsatz von R. G. Binding über die „Insel-Bücherei“, mit dem wir unsere Besprechung wertvoller deutscher Kleinbuchreihen begannen.

meine jetzt nicht die Reclam-Serie, die bei weitem älteste Bildungsbibliothek mit ihren wohl bald zehntausend kleinen gelben Heften, oder die „Kleine Bücherei“ des Langen-Müller-Verlages oder die braunen Bändchen, die bei Paul List erscheinen. Unter diesen Sammlungen verdient, wie ich glaube, eine im Jahre 1933 entstandene Unternehmung, die „Deutsche Reihe“\* des Eugen-Diederichs-Verlages in Jena, die besondere Aufmerksamkeit aller Liebhaber und Wandernden in der Landschaft des guten Buches.

Von ihren Bändchen will ich Dir erzählen. Vielleicht kennst Du ihr Äußeres. Auf buntfarbigem Pappgrund sind die Titel in weißen Buchstaben schlicht eingedruckt; eine vielfältig gemusterte Umrandung erhöht den schmucken Eindruck dieser Bändchen, die jedes etwa 80 Seiten umfassen. Sie zu feiern, besteht guter Anlaß; denn sie begehen ein schönes Jubiläum: kürzlich ist das hundertste Bändchen erschienen. Wenn Du jetzt hier wärest, Du könntest die hundert Geschwister — eine fürwahr ansehnliche Familie — auf ihrem Bord, das ich ihnen einräumte, nebeneinander hocken sehen wie junge Vögel auf der Stange, eines wie das andere und doch jedes mit seinem eigenen frischen, verträumten, leckeren und

\* „Die Deutsche Reihe.“ Eine Bücherei lebendigen Deutschturns. Bisher hundert Bände. Eugen-Diederichs-Verlag, Jena. Jeder Band 80 Pf.



geliebten Gesicht. Sie sind die Kinder unter meinen anderen Büchern, die Knaben und Mädchen in der Gesellschaft zahlreicher dickbäuchiger, aber auch ehrwürdiger Herren, im Reigen der weiblichen Gestalten, die mit ihren leinenen, mitunter sogar halbledernen Gewändern viel Weisheit und Schönheit des Geistes vor dem Verstauben bewahren werden. Wie gesagt, ich liebe in der gefesteten Reife dieser Corona das heitere Lummeln der vergnügten Kinder und könnte ihre muntere Gesellschaft nicht mehr missen.

Du runzelst jetzt, ernsthafter Kamerad, sicherlich Deine Soldatenstirn und murmelst vor Dich hin, der Kerl solle das Schwagen lassen. Leicht gesagt, mein Lieber! Ich bin nämlich dabei, Dich auf eine möglichst kurzweilige Art, die weder Dich noch sie langweilen soll, mit der holden Schar bekannt zu machen. Musenkinder muß man anders behandeln als Menschen-

✱

Du würdest einen vielstimmigen Chor meiner jungen Freunde bewundern können. Es gibt Stunden, da reden sie auf mich ein, als hinge von ihrem Gesang die Zuteilung eines Dichterpreises ab, und dann habe ich die beste Gelegenheit, ihre verschiedenen Temperamente zu beobachten: die mädchenhaft lyrischen zum Beispiel, die jugenhaft rauhen und die phantastischen, in Sagen und Märchen verliebten, aber auch die besinnlichen und die nüchternen; wilde und zarte Gemüter sind es, Michael, aber keines von ihnen ist roh, keines ungezogen oder dumpf — alle, das ist meine größte Freude, hüten in ihren Herzen die Flamme der Schönheit und der Sehnsucht nach einem reinen Bild des Geistes, jedes auf seine Art.

Und nun noch eines, ehe ich Dich mit einigen meiner Freunde bekannt mache: Du würdest einen Fehler begehen, wolltest Du die kleinen Diederichse nur als Trabanten im Gefolge der berühmteren Kumpane, der bewunderten Inselbändchen, anerkennen. Eine oberflächliche Betrachtung könnte es nahelegen; sobald Du aber ein wenig tiefer in ihre Charaktere eingedrungen bist, müßtest Du einen solchen Standpunkt ändern. Von Bändchen zu Bändchen — und ich habe mich mit jeglichem von ihnen beschäftigt — stärkte ich meine Anschauung, daß ich mich hier einer geistigen Haltung gegenüber befände, die der Gesamthaltung dieses angesehenen Verlages in harmonischer Weise entspreche. Es ist dies zweifellos auch das Geheimnis des bedeutenden Erfolges der Insel-Bücherei. Jedes dieser bunten kleinen Bücher ist wie ein Pflänzchen zu eigenem Dasein, aber dennoch nicht willkürlich, nicht ohne innerliche Bindung und Wurzelvertrautheit mit dem mütterlichen Humus, aus dem unerschöpflichen, pflegegeistig zubereiteten Erdreich des Verlages aufgesprossen. So scheint es mir auch mit der Diederichs-Reihe zu stehen. Die Verwandtschaft, Lieber, beruht auf der geistigen Haltung des Ausgewählten; sie ist nicht nachahmbar, wie alle Treue, die ihr eigenes Gesetz befolgt, den Boden erst für die vielfältige und verschiedenartige Frucht bereitet.

Der Diederichs-Verlag also ist das geachtete, geistig gepflegte Elternhaus der hundert Geschwister, die, wie es sich für eine einsatzbereite junge Gefolgschaft gebührt, auf den verpflichtenden Namen „Die Deutsche Reihe“ hören. Dies Verlagehaus nimmt seine Elternpflichten ernst. Es

führt nicht umsonst in seinem Wappen den Löwen. Es wacht darüber, daß kein fremder, falscher Ton die Reinheit des Klanges im allgemeinen Chorus gefährde. Die geheimnisvolle Welt der alten Sagas und Märchen, die Überlieferung der mittelalterlichen Frömmigkeit, die geisteskundlichen Entwicklungen im Verlauf der vaterländischen Geschichte, die im Volklichen beheimatete Dichtung, klassische Weisheit, romantische Sehnsucht und politische Wiedergeburt im Zeichen der jungen Zeit — alle die mannigfaltigen Strömungen und Offenbarungen deutscher Geistigkeit finden in solcher liebenden Tradition behutsame und bekennende Pflege. Die Klau des Löwen verleugnet sich hier nicht.

„Deutschland kann nur einig werden durch gemeinsame Arbeit, vorausgesetzt, daß diese Arbeit die ganze Nation in Anspruch nimmt. Denn nur diese Arbeit wird alle Kräfte wecken und alle nicht zum Wesen der Deutschen

gehörigen, sondern durch ein beispielloses Mißgeschick ihnen aufgebürdeten fremden Stoffe abtöten. Die Muskeln des Menschen stärken sich durch die Arbeit, die Muskeln der Nation durch die Arbeit für die Nation, und solche Arbeit ist die Kolonisation, und im Bereiche der Welt ist nur sie es.“ Sätze Paul de Lagardes, des politischen Ethikers im 19. Jahrhundert, sind es, aus seinem „Bekenntnis zu Deutschland“, die Dir das erste Bändchen der Reihe, mutig — ja prophetisch zuruft. Sie wirken wie ein Aufstakt. Immer wieder klingen in späteren Bändchen diese Akkorde an: der „Kampf um das Reich“ in den Reden Bismarcks oder die Beschwörung der „Ewigkeit des Volkes“ durch die Worte Ernst Moritz Arndts: „Sünden und Schäden einer tollen Zeit werden am besten mit tollen Mitteln geheilt: so werden kranke Staaten oft wie durch einen Zauber-

schlag auf einmal wieder frisch und gesund!“

Merkt Du, lieber Freund, wie ich Dir einen nach dem andern aus der Hundertschar der Brüder und Schwestern vorstelle, die da auf ihren jungen Schultern ihre ausgesuchte köstliche Last von Weisheit aus dickleibigen, oft unzugänglichen oder schier verschollenen Bänden lachend herbeitragen und vor uns abladen, mühelos und heiter? Sieh nur diesen, wie er sich über die Schatztruhe der Brüder Grimm gebückt haben muß, um uns ihre edelsten Sätze „Vom Wesen der Volkheit“ anzutragen: „Alle meine Arbeiten wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen; mir schwebte unbewußt und bewußt vor, daß es uns am sichersten führe und leite, daß wir ihm zuerst verpflichtet seien.“ — Und: „Um einen guten Frieden zu haben, müssen wir Napoleon alles, was deutsche Zunge hat, aus den Klauen nehmen, das ist die natürliche Grenze, nicht Berge und Flüsse, und darum kann ich mir jetzt noch keinen wahren Frieden denken.“

Heute, da sich die Zeit der Deutschen erfüllt und dieser gute Friede der natürlichen Grenzen in Europa errungen wird, erkennen wir, welche Vorarbeit von Jahrhunderten, welcher Fleiß und Glaube unsterblicher Geister notwendig war, damit wir Glücklichen unter der deutschen Sonne die hohe Ernte einbringen können. W. H. Kiehls Gedanken über den „Deutschen Volksharakter“, Justus Möser's Erkenntnisse von „Volk und Geschichte“, Herders, des Sprachgewaltigen, Anrufung des „Geistes der Völker“, in allen immer wieder die Stimme der Sehnsucht nach Einheit! Was Herder schmerzlich entbehrte: „Ein Athanasium, ein Minneion Deutschlands! Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine



Holzschnitt von E. Dombrowski.



allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämtlich hört. Alles ist in ihm zerteilt, und so manches schützt diese Zerteilung: Religion, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Überlegung und Anerkennung gestattet werden.“ Uns ist heute die allgemeine Stimme im Lautsprecher des Rundfunks geschenkt, das Mnemeion der großen Versammlungsorte unseres Volkes im Nürnberg der Reichsparteitage und auf dem Bückeberg errichtet.

„Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüt herab. Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, so viel es nämlich sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Inneren als durch die Hilfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen und drängen sich in jeden Nerv und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst.“ — Wie sie Dich umdrängen möchten, Lieber, die wackeren Gehilfen des Schönen, jeder mit einer, wie es ihn bedünkt, besseren Kostprobe seines Gepäcks! Kaum hat der Flinker dort eben ausgepackt und mir Wackenroders edle „Botschaft der Kunst“ aufgeblättert — er ruhte nicht, bis ich Dir den Hymnus auf die Sprache der Natur und der Kunst

niedergeschrieben hatte —, als sich auch schon der ungeduldige Nebenmann meldet, um mir des Carus Briefe über „Natur und Seele“ anzupreisen. Und damit das romantische Füllhorn nicht versiege, erzählt mir das Fräulein Nr. 75, allerliebste in Grün mit fröhlichem, gelbem Bierat gekleidet, von den schönsten „Reisen deutscher Romantiker“, die sie sich, weiß Gott wo, aus Briefen und Werken herausgeklaubt hat. Natürlich fehlt darin Kleists herrlicher Brief über Würzburg und das Maintal nicht.

O „Genius im Wort“! Ich möchte diesen Titel von Richard Benz, der über einem Bändchen „Von deutschem Dichten und Denken“ steht, oder den seines anderen Büchleins über deutsche Musilergestalten „Die ewigen Meister“ einer ganzen Reihe mit auf den Weg geben — einer ganzen Reihe, sag' ich? Der Stern, unter dem sie alle stehen, der ihnen wie jungen Königen des Morgenlandes auf dem Weg zur Krippe aller Herrlichkeit des Geistes vorausleuchtet, heißt Hölderlin, heißt: „Vom heiligen Reich der Deutschen“! Und er heißt „Unsterblichkeit“, Unvergänglichkeit der Worte deutscher Denker und Dichter!

„Blüh auf, gefrorener Christ, der Mai ist vor der Tür: Du bleibest ewig tot, bläht du nicht jetzt und hier.“  
Was ergreift uns so an diesen schlichten, fast naiven und so ganz innerlichen Reimsinnsprüchen des geliebten Angelus Silesius? Der aphoristische Einfall? Ach nein, ein Aphorismus ist witzig, vielleicht sogar frech, aber nicht menschlich, so göttlich einseitig menschlich wie die Herzensweisheit dieses Cherubinischen Wandersmannes aus dem 17. Jahrhundert, genannt Johannes Scheffler. Das köstliche Bändchen, knapp 65 Seiten stark — „Blüh auf, gefrorener Christ“ steht auf dem Deckblatt —, tanzt

häufig, Lieber, aus der Reihe im Bord auf meinen Tisch, und dann lasse ich es mich betören:

„Zwei Augen hat die Seele: eins schauet in die Zeit,  
Das andre richtet sich hin in die Ewigkeit.“

Ich kann und mag auch noch nicht ein Ende finden! Es ist einfach erstaunlich, was eine kluge Belesenheit für Schätze aufzutreiben vermag.

„Ein Nagel bewahrt ein Eisen, ein Eisen ein Pferd, ein Pferd einen Mann, ein Mann eine Burg, eine Burg ein Land.“ Dieses lapidare altdeutsche Wort finde ich unter der „Germanischen Spruchweisheit“, die Hans Naumann gesammelt hat, und, übertragen von Felix Genzmer, in einem schönen Bändchen „Götterdämmerung“, das mich durch seine große klare Frakturschrift entzückt, unter ausgefuchten Strophen aus der Edda diese:

„Er fällt sich mit Fleisch  
gefallner Männer,  
rötet mit Blut  
der Rater Eis.  
Schwarz wird die Sonne  
die Sommer drauf;  
Wetter wüten —  
wißt ihr noch mehr?“

Zwei altisländische Sagas: „Havard, der Mann vom Eisfjord“ und „Gisli“, aus der großen altnordischen Sammlung „Thule“, „Nordische Volksmärchen“ aus Dänemark, Schweden und Norwegen, „Volksmärchen aus Siebenbürgen“ zeigen Dir deutlich den völkischen Geist, der weit gespannt alle Quellen des germanischen und deutschen Ursprungs im Weltreiche des Schrifttums aufspüren möchte.

Es ist selbstverständlich, daß Auswahlen aus den Dichtungen und Schriften unserer großen klassischen Geister nicht fehlen! So das tragisch-menschliche „Lebens-Bekanntnis“ eines

Kleist, seine an der Lebensqual erlittenen Forderungen und Festsetzungen: „Es kann kein böser Geist sein, der an der Spitze der Welt steht; es ist bloß ein unbegriffener! Lächeln wir nicht auch, wenn die Kinder weinen?“ Oder: „Komm, laß uns etwas Gutes tun, und dabei sterben! Einen der Millionen Tode, die wir schon gestorben sind und noch sterben werden. Es ist, als ob wir aus einem Zimmer in das andere gehen.“ — Es fehlt nicht das Jünglingsethos Schillers, sein „Kampf um die Kunst“, emporglühend im dithyrambischen Vers und in leidenschaftlicher Prosa, noch Goethes sonnenhafte Weisheit, die noch in der kleinsten Maxime beglückt: „Was ist denn das Erfinden? Es ist der Abschluß des Gesuchten.“ Oder: „Die Natur ist eine Gans, man muß erst sie zu etwas machen.“ Der goethisch-beziehungsvolle Titel der Auswahl „Auge und Ahnung“ ist ebenso sinnreich wie der, Baustoffe genialer Gedanklichkeit aus den Dichtungen Shakespeares zusammentragende „Von der Ordnung der Welt“. In diesen Bändchen enthüllt sich Dir, Lieber, der eigentliche Zweck der Reihe: das Bekenntnis zum Auserwählten. Im Shakespeare-Brevier beispielsweise findest Du Worte aus seinen verschiedenen Dramen wie zu neuen selbständigen Spruchgedichten aneinandergesetzt; aus dem Quellenverzeichnis am Schluß ist dann zu ersehen, aus welchen Werken die einzelnen Verse gehoben wurden.

Doch nicht nur die Überlieferung, nicht Sage, Märchen, Forschung und Bekenntnis großer Geister der verflungenen Jahrhunderte und Epochen allein bilden die geistige Nahrung unserer Freundeschar, sie schöpfen auch aus dem lebendigen Quell unserer Zeit einen erfrischenden Trunk. Dieser Jüngling hier, dicht zu meiner Rechten, er müßte auf den Namen Michael hören wie Du, schlägt mit ernststen Augen seine Gedichte



Holzschneit von E. Dombrovski.



„Volk im Kriege“ auf; ich finde auf seinen Seiten viele klangvolle Namen lebender und kürzlich verstorbener Säger soldatischer Ehre, darunter die unvergesslicher Gefallener des Großen Krieges: Walter Flex, Georg Trautl und Löns. Ich muß Dir das sinnbildlich schöne Außere dieses Bändchens rühmen, sein schwarz-weißes würdiges Randmuster um den roten Mittelgrund, vaterländisch-schlicht in solcher Farbenwahl! Vaterländisch im tiefen Gefühl hymnischer Gebärde, in der reinen Liebe zum Volklich-Gleichnisthaften sind auch die Gesänge Ludwig Friedrich Barthels, die er „Dom aller Deutschen“ nennt, Verse, breit fließend wie der gewaltige Rheinstrom im Maß der bewegten und bewegenden Hexameter. Zwei Dramatiker reihen sich ein: Hans Christoph Kaergel mit seiner völkischen Tragödie „Andreas Hollmann“ und der junge Hans Baumann mit einem soldatischen Schauspiel aus Kärnten: „Kampf um die Karawanen“, das ich Dir, dem Freund der prachtvollen Kampf- und Marschlieder der Jugend, die von Baumann stammen, recht angelegentlich nennen will.

Neun verwegene Kerle haben sich unterdessen recht breit auf meinem Arbeitstisch gemacht; kaum vermag ich mit den Platz zum Schreiben zu sichern. Sie sind die Anspruchsvollen der Meinung, daß sie auf gar keinen Fall entbehrlich seien. Nehmen wir sie beim Schopfe, aber einen nach dem andern und ohne Umschweife! Sie bringen die gute Unterhaltung mit; erzählen können die Kerle, als hätten sie die Geschichten selbst erfunden! Der da hat es dick hinter den Ohren, seit er sich, strahlend vor Lebenslust, mit Carl Spittellers Kindergeschichte „Die Mädchenfeinde“ beschäftigt, und der hier, Ewens Fleuron-Enthusiast, folgt seinem „Auf der fernen Wälder“!

„Börr der Jäger“, eine Erzählung aus der Urzeit der Nordländer, begeistert auch Männer, die den Erzähler Blund aus anderen Büchern nicht kennen, ganz zu schweigen von Dwinners Erlebnissen aus russischer Kriegsgefangenschaft: „Das namenlose Heer.“ Es sind schöne dichterische Erzählungen und gute Namen, die sie schrieben: Otfried Graf Zinckenstein und Johannes Kirschweng, Hermann Stahl und Hermann Bredenhöft, der mit seiner Novelle „Schmettaus Fall“ ein meisterliches Bild aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges malte. Otto Smelin, der bei Köln lebende Dichter, braucht, nicht als einziger Autor, gleich mehrere Knappen für seine Gaben. Seine schönste: „Prohn kämpft für sein Volk“, eine Erzählung aus dem Weltkrieg — von der Heimatfront sozusagen, viele Jahre vor dem jetzigen Krieg niedergeschrieben, doch voller menschlicher Beziehungen zu ihm, die uns packen: „Wissen Sie“, schreibt Prohn in seinem letzten Brief 1918, „was ich jetzt mit allem meinem Scharfsinn endlich herausgebracht habe? Daß der Krieg noch lange nicht vorbei ist. Nichten Sie sich darauf ein! Mit Vergewaltigungen wird das deutsche Volk nicht abgetan. Und wir werden doch einmal recht behalten.“ Otto Smelin hat recht behalten!

Über all dem jüngerhaften Ansturm sind die schüchternen Muses-töchter ganz in den Hintergrund geraten. Aber auch die Mädels wollen ihr Recht — was sie mitbringen, hat nicht geringeren Wert! Oder magst Du nichts hören über „Altgermanisches Frauenleben“, aus ihrem Recht und ihrer Dichtung, von Ida Naumann aufgezeichnet aus antiken Berichten? Magst Du nicht blättern in ausgewählten Gedichten der

Lulu von Strauß und Lorney: „Erde der Väter“, in den Jugenderinnerungen „Unter hellem Himmel“ von Agnes Miegel, der Schöpferin der herrlichen „Deutschen Balladen“, die ihr nun den Goethepreis eintragen? Ganz fest in Händen aber halte ich einen westfälischen Edelstein, funkend in „Einsamkeit und Helle“, Briefe der einzigen Annette von Droste-Hülshoff, Deutschlands tiefster, innerlichster Dichterin, von der das stolze, bescheidene Wort stammt: „Ich mag und will jetzt nicht berühmt werden, aber in hundert Jahren möchte ich gelesen werden.“

Das ist eine stattliche Gesellschaft, Michael, die ich Dir hier vorgestellt habe, stattlich an Zahl und Gewicht ihrer Schätze, die sie uns behüten und spenden. Es sind aber nicht alle, nicht sämtliche hundert Musesöhne und -töchter der „Deutschen Reihe“ aus dem Hause Diederichs, die ich so vor Dir aufmarschieren ließ. Dieser Brief würde zu lang und Deine Geduld, Verehrter, bald zu kurz sein. Doch hättest Du mitanzusehen sollen, wie die Gefellen, sich zur Geltung zu bringen, mit ihrer quecksilbrigen Geschicklichkeit auf meinen breiten Schreibtisch geklettert sind. Einen schieben sie eben noch vor, als ich gerade enden will; er schleppt sich mit Wildern und einem hochglänzenden Papier. Es ist der jüngste, der hundertste, ein richtiger Jubilar! Auf seinen Blättern, die er mir jetzt zeigt, steht verheißungsvoll: „Dichter schreiben über sich selbst.“ Es sind Autoren der „Deutschen Reihe“, und von jedem dieser lebenden Dichter (einige dürftest Du ja nun kennen) ist ein Bild beigefügt, auch von den bis jetzt nicht genannten: von Josefa Berens-Totenohl, Karl Bröger, Anton Dörfler, Sepp Keller, Emil Merker (sein „Bäuerliches Jahrbüchlein“ mit Versen und Holzschnitten muß ich Dir außer der Reihe noch anpreisen!), von Joseph Georg Oberkofler, Origol Kobakidse, Helene Voigt-Diederichs und von Gerard Walschap.

Damit wäre alles Wichtige über eine schöne Unternehmung, geschaffen zu vollstündlicher Wirkung, zu anregendem, lebendigem Gespräch, über eine gepflegte Bücherei des lebendigen Deutschtums gesagt. Mehr als zwei Millionen der bunten Bändchen schmücken die Bücherschränke deutscher Familien und Bibliotheken — eine stolze, verpflichtende Auflage! Das wissen auch meine sauber gebundenen Studienkameraden genau. Gleich werde ich sie aus dem holden Durcheinander befreien, sie antreten und abzählen lassen, damit sie ordentlich und der Reihe nach, eine junge Hundertschaft dienstbereiter Diederichse, wieder ihren Platz finden, einer neben dem andern auf dem breiten Bord, meine — hoffentlich bald auch Deine — lieben, fröhlichen, besinnlichen, enthusiastischen und kühnen Schatzgräber der „Deutschen Reihe“!

Es grüßt Dich von Herzen

Guid Mialfabru

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptredakteur W. Debus. Schriftleitung: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 102 31. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf.